



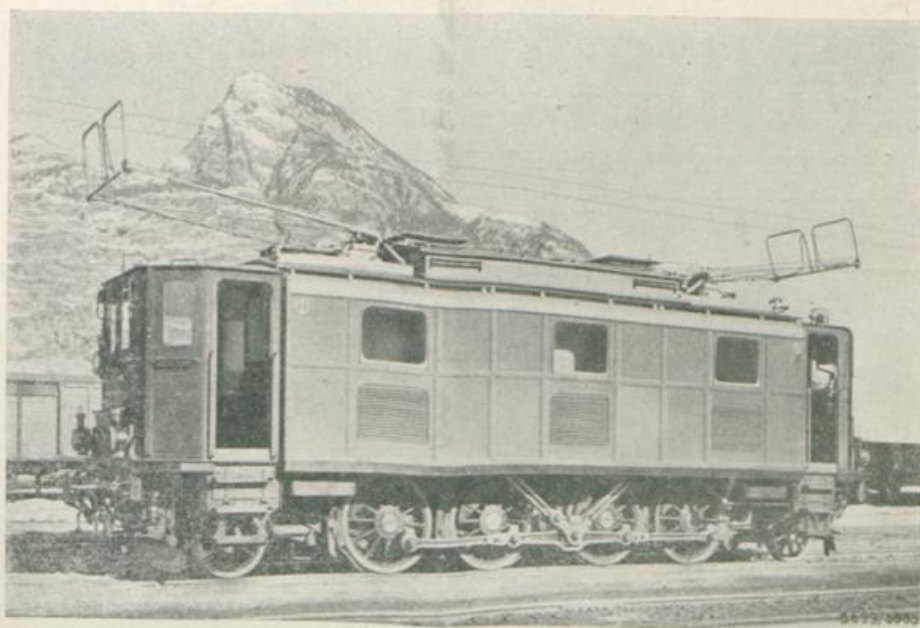
**Deutsche
Internierten Zeitung.**



Gebet am Grabe gefallener Kameraden.

B B C

Elektrische Bahnen



Dreiphasen-Lokomotive für den Simplontunnel

Zahnrad- und kombinierte Zahnrad- und Adhäsions-Lokomotiven
und Motorwagen.

Dieselelektr. Lokomotiven und Motorwagen, Grubenlokomotiven.
Akkumulatoren-Lokomotiven und -Transportwagen.

A-G. BROWN, BOVERI & C^{IE}
BADEN (SCHWEIZ)



Mexiko.

Von Hans Baehr, Zivilinternierter, St. Gallen.

Die ersten Einwanderer des Hochlandes von Mexiko, welche in der Geschichte nachgewiesen werden können, sind die Tolteken und zwar um die Zeit von 648 n. Chr. Die zahlreichen, über einen großen Teil Mexikos zerstreut liegenden Ruinen von Baudenkmalern erinnern an diejenigen von Indien und Ägypten. Bei einem Vergleich der Pyramiden-Formen wurde öfter auf die Übereinstimmung dieser Denkmäler aufmerksam gemacht, ohne daß man hätte behaupten wollen, die alten Bewohner Mexikos seien ägyptischen Ursprungs gewesen. Nach den neueren Forschungen der alten mexikanischen Hieroglyphen und Schriftkunden hat sich jedoch herausgestellt, daß keine der 108 nachweisbaren, indianischen Sprachen irgendwelche Gemeinschaft mit den asiatischen Sprachen hat. Wir müssen somit von den Tolteken ausgehen und es der Zukunft überlassen, den Schleier, welcher die Urgeschichte Mexikos umgibt, zu lüften.

Die Tolteken bauten Städte, trieben Ackerbau, übten Künste aus und besaßen auch eine Zeiteinteilung. Dieses Kulturvolk lebte bis 1116 unter elf Monarchen und wurde später durch Einwanderung neuer Völker teils vernichtet, teils vertrieben. Es folgte die Ansiedlung des Jägervolkes der Chichimecas, welche sich über einen großen Teil von Südmexiko verstreuten und größere Städte und Niederlassungen gründeten. Im Laufe der Zeit bildeten sich sieben Stämme heraus, deren bedeutendster der der Azteken war. Nach vielen Nachbarkriegen zogen diese sich an den Texcoco-See (in der Nähe der jetzigen Hauptstadt) zurück und gründeten dort 1325 eine Stadt unter dem Namen Tenochtitlan, zu Ehren ihres Priesters und Oberhauptes Tenoch so genannt. Später wurde dieser Name mit Mexiko vertauscht, angeblich von dem Namen des mexikanischen Kriegsgottes Mexitl abgeleitet. 1376 begann Acamapictli, als erstem König, die mexikanische Dynastie, welcher 1520 durch die Spanier ein Ende bereitet wurde. Besondere Anteilnahme gebührt unter den Herrschern dieser Dynastie dem König Huitzilihuitl, unter dessen Regierung (1396—1417) zum erstenmal Baumwolle als Material zur Herstellung von Zeugstoffen verwendet und Steine zum Bau der Häuser benutzt wurden. Am 4. August 1440 wurde Moctezuma I. zum König gewählt, doch fand die Krönung erst einige Zeit später statt, nachdem er von einem siegreichen Feldzug aus dem Süden zurückgekehrt war. Er brachte sich von dort die nötige Anzahl von Gefangenen mit, welche bei seiner Krönung geopfert wurden. Moctezuma betrachtete es als ein Werk der Frömmigkeit, die Gefangenen seinem Kriegsgotte zum Opfer darzubringen. Man band die Gefangenen einzeln an den Opferstein, schnitt den Unglücklichen die Brust auf und riß mit schnellem Griff das noch zuckende Herz heraus, welches dann auf den Opferaltar gelegt wurde. Ebenso grausam waren die Gladiatorenkämpfe. Vor einer großen Zuschauermenge mußten die Gefangenen den Opferstein besteigen, wurden mit einem Fuße festgebunden und mit einem kleinen Schild und einem kurzen Schwert bewaffnet, um auf diese Weise mit einem Mexikaner in voller Rüstung und Bewegungsfreiheit zu kämpfen. Unterlag der Gefangene, so wurde er sofort dem Priester lebend oder tot übergeben; dieser schnitt ihm die Brust auf, um das Herz der Gottheit zu opfern. Gelang es jedoch dem Gefangenen, den Krieger zu töten, so hatte er weitere fünf Gegner kampfunfähig zu machen und erhielt, falls

ihm auch dies glückte, seine volle Freiheit wieder zurück, ebenfalls seine Waffen und alle ihm abgenommenen Gegenstände. 1468 machte der Tod diesem Herrscherleben, welches durch die von religiösem Fanatismus veranlaßte Grausamkeit verdunkelt wird, ein Ende. Unter den Nachfolgern wäre noch Kaiser Moctezuma II zu erwähnen, unter dessen Regierung das mexikanische Kaiserreich seine größte Ausdehnung erreichte. Moctezuma II war streng und hochmütig. Er führte verschiedene Kriege, gab der Monarchie den Stempel der Despotie und richtete ein strenges Hofzeremoniell ein. Große prachtvolle Paläste ließ er aufführen und gab auch Anlaß zum Anlegen des jetzt noch bestehenden Parkes von Chapultepec. Ein Jahr vor seinem Tode erhielt er die Nachricht, daß in den Gewässern der im Osten gelegenen Provinzen Männer einer andern Rasse aufgetaucht seien. Diese Nachricht und mehrere Naturerscheinungen während seiner Regierungszeit riefen die tiefste Melancholie und ein entmutigendes Vorgefühl hervor. Am 21. April 1519 landete der Spanier Fernandez Cortés an der Küste Mexikos und eroberte die Hauptstadt endgültig am 13. August 1521. Ein Jahr vorher starb Moctezuma. Sein Nachfolger, Cuauthemoc, der letzte Aztekenkönig, wurde auf Veranlassung von Cortés gehenkt. Aus dieser Periode sind uns leider nur noch Ruinen und Teile von den großartigen Bauwerken jener Zeit erhalten geblieben. Die hervorragendsten Paläste jener Zeit dürften diejenigen von Mitla gewesen sein, ebenfalls deuten die Ruinen von Uxmal auf einen hochentwickelten Kunstsinne. 1790 wurde auf dem Marktplatz der Hauptstadt, bei Straßenausbesserungen, der sogenannte „Kalenderstein“ gefunden. Dieser Stein ist nicht nur wegen seiner Größe, er mißt 3,55 m im Durchmesser, sondern auch wegen seiner herrlichen Reliefs einer der bedeutendsten Monolithen jener Zeit. Humboldt schätzte sein Gewicht auf 482 Zentner. Der Stein stellt die Einteilung des Jahres in Sommer- und Wintersemester dar und zeigt ebenfalls die Monate und die Markt- und Wochentage an. Es würde zu weit führen, hier näher auf die einzelnen Darstellungen einzugehen, umsomehr, als man sich in wissenschaftlichen Kreisen über verschiedene Einzelheiten noch nicht im Klaren ist. Der Kalenderstein wird im Nationalmuseum in Mexiko aufbewahrt, neben vielen andern stummen Zeugen jener Zeit, die unserm Begriffsvermögen ziemlich ferne stehen, wie z. B. die grotesken Götzenbilder. Diese Idole sind grauenhafte Figuren, man schaudert, wenn man denkt, daß solche Steinkloben den tiefsten, seelischen Bedürfnissen ungezählter Menschen genügten. Eine Stunde Bahnfahrt von der Hauptstadt entfernt liegt das Dörfchen San Juan Teotihuacan. Hier zweigt ein Fußpfad ab und nach einer Stunde Marsch kommt man zu den mexikanischen Pyramiden. Diese waren nicht, wie die ägyptischen, Grabdenkmale, sondern es waren Altäre, um verschiedenen Gottheiten darauf blutige Menschenopfer darzubringen. Unser Bild zeigt die Sonnenpyramide, dem Sonnengott geweiht, im verfallenen Zustand. Zur Zentenarfeier 1910 wurde die Pyramide ausgebessert und steht jetzt wieder in ihrer ursprünglichen Form vor uns. 284 Stufen führen auf die Höhe der abgeflachten Spitze, auf welcher die Opferungen vorgenommen wurden. Die sogenannte Mondpyramide harret noch der Ausbesserung.

Nach der Eroberung durch Cortès wurde Mexiko unter dem Namen Neuspanien in der Zeit von 1521—1821 nacheinander von fünf Gouverneuren, zwei königlichen Kommissionären und 62 Vizekönigen verwaltet bzw. regiert. Die Habsucht der Spanier, die Grausamkeiten und Verfolgungen gegen die Eingeborenen führten zu jenen zahlreichen Aufständen und Revolutionen, welche zwar später die langersehnte Freiheit und Unabhängigkeit Mexikos brachten, aber das schöne Land verwüsteten.



Kalenderstein.

In diese Zeit fallen auch die Entdeckungsreisen von Alexander von Humboldt. Dieser schiffte sich 1799 in Spanien ein und durfte als Fremder nur mit Erlaubnis der spanischen Regierung die Kontinentalländer betreten. Er erforschte zuerst Venezuela, studierte dann mehrere Monate die Insel Cuba und begab sich 1803 nach Mexiko. Dort setzte er seine botanischen und geographischen Untersuchungen fort, hielt sich auch längere Zeit in der Hauptstadt auf und kehrte dann am 3. August 1804 von Veracruz über Bordeaux nach Deutschland zurück.

Als erster Freiheitskämpfer und Nationalheld in Mexiko gilt der Priester Don Miguel Hidalgo, der in der Nacht des 16. September 1810 zahlreiche Vertraute unter sein Banner versammelte und mehrere siegreiche Kämpfe erfocht. Schließlich der Übermacht nicht mehr trotzen könnend, wurde er im Juni 1811 gefangen und vier Wochen später erschossen. Seither ist der 16. September der Nationalfeiertag der Mexikaner geworden. Als ich im Herbst 1913 nach Mexiko fuhr, wurde der 16. September auch auf dem Schiff „Ypirange“ der Hamburg-Amerika-Linie festlich begangen. Es fand an Bord großer Ball statt, das ganze Schiff war mit Flaggen geschmückt und abends 11 Uhr hielt der Kapitän eine Ansprache, die mit einem Hoch auf Mexiko schloß. Damals ahnte niemand, daß unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Mexiko in einem Weltkrieg vielleicht von Bedeutung werden könnten.

Die Freiheitsbewegung wurde noch durch verschiedene tapfere Mexikaner gefördert; besonders zeichnete sich der überaus tapfere General Guerrero in den Kämpfen gegen den spanischen Brigadegeneral Iturbide aus. 1821 erlangte Guerrero Fühlung mit Iturbide und beide beschlossen gemeinsam gegen die Spanier vorzugehen. Iturbide wurde dann am 27. September 1821, dem Tage der Beendigung der spanischen Herrschaft, zum Kaiser von Mexiko unter dem Namen Augustin I. gewählt. Infolge einer revolutionären Verschwörung setzte man ihn jedoch bereits 1822 wieder ab und ließ ihn 1824 durch Erschießen hinrichten. Auf den Trümmern dieses kurzen Kaiserreichs wurde die Föderalrepublik aufgebaut. Während des Unabhängigkeitskampfes hatten sich im Lande zwei große Parteien gebildet: die Anhänger der Spanier und die Republikaner. Diese Teilung erklärt die vielfachen Wechsel in der Regierung und die damit in Verbindung stehenden zahlreichen Kämpfe. Aus diesen Streitigkeiten zogen die Vereinigten Staaten Nutzen, erklärten dem geschwächten Mexiko den Krieg und nahmen am 15. September 1847 die Hauptstadt ein. Durch den Frieden vom 2. Februar 1848 wurde Mexiko gezwungen, die jenseits des Rio Grande gelegenen Provinzen abzutreten. Im Jahre 1861 vereinigten sich England, Frankreich und Spanien und erklärten Mexiko den Krieg. Spanien und England traten aber schließlich zurück und überließen Frankreich allein die Aktion. Die Kämpfe währten von 1862—1867. Auf Betreiben Napoleons III. wurde der österreichische Erzherzog Maximilian unter dem Titel Maximilian I. zum Kaiser von Mexiko proklamiert.

In der Schlacht am 2. April 1867 bei Puebla erkämpften die Mexikaner unter ihrem weisen Staatsmann Benito Juárez die langersehnte Unabhängigkeit. Die Franzosen mußten nach erbitterten Kämpfen den errungenen Besitz aufgeben und im Juni des gleichen Jahres wurde Maximilian, welcher nach Queretaro flüchten mußte, gefangen und erschossen. 1872 starb Benito Juárez und nach einer kurzen Präsidentschaft von Lerdo Tejada wurde am 30. November 1876 Don Porfirio Díaz zum provisorischen Präsidenten erwählt; die endgültige Ernennung erfolgte im Mai des nächstfolgenden Jahres. Während der Jahrhundertfeier der Unabhängigkeit Mexikos im Jahre 1910, welche mit ungeheurem Pomp in Mexiko begangen wurde, wählte man Don Porfirio zum Präsidenten auf Lebenszeit. Er wurde jedoch bereit 1911 auf Betreiben des nachmaligen Präsidenten Madera von den Rebellen gestürzt und mußte nach Europa flüchten, wo er 1915 in Spanien starb. Als provisorischer Präsident folgte Francisco de la Barra, dem als langjährigen Gesandten in Europa und Amerika viel Sympathie entgegengebracht wurde. Leider fehlte ihm die nötige Energie, um sich lange behaupten zu können. Am 11. Juni 1911 zog Francisco Madera als Präsident in der Hauptstadt ein. Sein Anhang bildeten die Pelados (das ganz niedere Volk), denen er große Versprechungen von sechsständiger Arbeitszeit, doppelten Löhnen etc. gemacht hatte. Seine Regierung währte nur bis zum 9. Februar 1912 und endete mit der großen Revolution, durch welche dann Huerta sich mit Hilfe von Felix Diaz, dem Neffen von Porfirio Diaz, zum Präsidenten wählen lassen konnte. Huerta wurde von allen Staaten anerkannt, außer von den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Letztere mochten voraussehen, daß Huerta, nächst Porfirio Diaz, der geeignetste Mann sei, um Ruhe und Ordnung in das Land zu bringen und diese gegen den amerikanischen Einfluß unabhängiger zu machen. Die Amerikaner ruhten nicht eher, bis es den Revolutionären, von ihnen mit Geld und Munition reichlich unterstützt, gelang, Huerta zu stürzen. Dieser mußte 1914 flüchten und starb Anfang 1916 in der Verbannung. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Regierungsantritt des jetzigen Präsidenten Carranza waren Carbajal, Gutierrez, Gonzales, Iturbide, Villa und Zapata an der Regierung. Villa kämpft noch heute im Norden gegen Carranza, während die Gebrüder Zapata zu meiner Zeit, im Juli 1914, die Hauptstadt mit ihren Horden derart in Unruhe hielten, daß die mexikanische Regierung, damals noch unter Huerta, den ausländischen Gesandtschaften erklären mußte, sie sei außerstande, die Ausländer noch länger zu schützen. Die Folge davon war die Bildung von zwei ausländischen Schutztruppen, von denen die eine aus Deutschen und

verschiedene
nete sich der
mpfen gegen
1821 erlangte
beschlossen
urbide wurde
Beendigung
Mexiko unter
er revolutio-
bereits 1823
n hinrichten.
is wurde die
abhängigkeits-
ien gebildet:
aner. Diese
er Regierung
en Kämpfe.
igten Staaten
o den Krieg
auptstadt ein.
urde Mexiko
egenen Pro-
ich England,
o den Krieg.
u zurück und
Die Kämpfe
apoleons III.
milian unter
proklamiert.
a erkämpften
Benito Juarez
osen mußten
itz aufgeben
lian, welcher
erschossen.
en Präsident-
ember 1876
aten erwählt;
es nächstfol-
er der Unab-
ungeheurem
Don Porfirio
doch bereits
nten Madera
ppa flüchten,
er Präsident
hrigen Ge-
ie entgegen-
ige Energie,
11. Juni 1911
auptstadt ein.
iedere Volk),
iger Arbeits-
ne Regierung
dete mit der
rta sich mit
o Diaz, zum
wurde von
igten Staaten
sahnen, daß
e Mann sei,
n und dieses
r zu machen.
n Revolutio-
chlich unter-
mußte 1914
nnung. Von
des jetzigen
z, Gonzales,
Villa kämpft
während die
die Haupt-
ien, daß die
Huerta, den
Bte, sie sei
hützen. Die
usländischen
utschen und

Japanern bestand und die zweite aus Franzosen und Engländern. Unserer Gruppe schlossen sich noch verschiedene norwegische und Schweizer Familien an. Wöchentlich zweimal kamen die sich zur Verteidigung der Fremdenzone gemeldeten Deutschen im Hause eines Herrn der Deutschen Gesandtschaft zusammen, wo uns der Gebrauch von Win-

stehendes Haus wurde gemietet und mit Nahrungsmitteln und einem Krankenzimmer und Verbandplatz versehen. Es ist jedoch nicht zu kämpfen zwischen Revolutionären und Europäern gekommen. Huerta mußte flüchten und die Revolutionäre zogen in die Hauptstadt ein, ohne sich um die Fremden zu kümmern. Allerdings sind verschiedene



Mexikanische Pyramide.

chesterbüchsen vorgeführt wurde und wo wir Instruktionen erhielten, mit welchen Mitteln im Ernstfall die Straßenzugänge zu unserer Verteidigungszone zu verbarrikadieren wären etc. Von dem deutschen Kreuzer Dresden, der nach Veracruz entsandt worden war, wurden zum Schutze der Deutschen vier Matrosen mit zwei Maschinengewehren nach der Hauptstadt abkommandiert. Ein großes leer-

Erpressungen bei den einheimischen und bei den ausländischen Banken vorgekommen, doch da das gewünschte Geld sofort gezahlt wurde, kam es zu keinen Zwischenfällen. Carranza, der übrigens am 15. März d. Js. auf weitere drei Jahre einstimmig gewählt wurde, scheint sich vorläufig behaupten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerungsfrage.

Von Hauptmann Görcke.

Die Bevölkerungsfrage ist nicht von gestern auf heute entstanden; im Gegenteil, sie steht in Frankreich schon seit etwa drei Jahrzehnten und auch in Deutschland seit etwa 15 Jahren zur Besprechung. Aber der gegenwärtige Krieg hat ihre Bedeutung auch für diejenigen ins rechte Licht gebracht, welche ihr früher keine Beachtung schenkten oder sie nicht als so wichtig für die Nation ansahen, wie sie es in Wahrheit ist.

Wo wäre Deutschland in diesem Kriege geblieben, wenn es nicht den guten Bevölkerungszuwachs etwa vom Jahre 1873 ab und den ganz bedeutenden von 1895 ab gehabt hätte?

Als der große Kampf des Jahres 1870 zwischen Deutschland und Frankreich entbrannte, war die Bevölkerung beider Länder etwa gleich stark. Nach der Abtretung Elsaß-Lothringens hatte Deutschland einen kleinen Vorsprung gewonnen. Die Bodenfläche beider Länder ist mit 540877 qkm für Deutschland und 536464 qkm für Frankreich

seitdem fast die gleiche gewesen. Man hätte also erwarten dürfen, daß auch die Bevölkerungszahlen beider Länder, wenigstens annähernd, die gleichen bleiben mußten; ja, daß eigentlich Frankreich Deutschland den Rang ablaufen würde, da der französische Boden an sich im Durchschnitt fruchtbarer als der deutsche ist.

Tatsächlich haben sich die Dinge aber ganz anders entwickelt. Die Einwohnerzahl Frankreichs belief sich vor dem Kriege auf 39,6 Millionen, von denen 1133000 Fremde, nämlich in der Hauptsache Italiener, Belgier, Deutsche (87800), Spanier, Schweizer, Engländer und Russen waren; seit dem Jahre 1872 betrug der Zuwachs der Bevölkerung 3 1/2 Millionen. Wie anders dagegen in Deutschland! Trotzdem eine unglückliche Freihandelspolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Deutschen Reiches eine nach Hunderttausenden zählende Auswanderung von Deutschen bis etwa 1885 zur Folge hatte, hob sich die Einwohner-

zahl in Deutschland vom Jahre 1872 bis 1914 um $26\frac{1}{2}$ Millionen, d. h. um das $7\frac{1}{2}$ fache der französischen Zunahme.

Dieser Zuwachs ist einmal der Steigerung der Geburtenzahlen bis zum Jahre 1902 hin und andererseits der stetigen Abnahme der Todesfälle infolge besserer Wohnungsverhältnisse, besserer Ernährung und vor allem besserer Krankenpflege entsprechend den Fortschritten der ärztlichen Wissenschaften, und den großen Aufwendungen durch die soziale Gesetzgebung zuzuschreiben.

So zählten schließlich die Franzosen bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges $38\frac{1}{2}$ Millionen, die Deutschen $66\frac{1}{2}$ Millionen Landsleute in den Grenzen ihrer Länder, wenn beiderseits die Fremden von der Gesamteinwohnerzahl abgezogen werden.

Daß unter solchen Umständen Deutschland ein weit stärkeres Heer als Frankreich aufstellen konnte, ist klar. Aber die zahlenmäßige Überlegenheit beschränkte sich nicht darauf, daß Deutschland, wie es den Bevölkerungszahlen entsprochen hätte, auf je sieben französische Soldaten immer zwölf aufstellte, sondern Deutschland hätte unter Einziehung bis zum 48. Jahre (wie in Frankreich) aus denselben Jahrgängen 1866 bis 1897 mehr als doppelt soviel Truppen aufstellen können, wie Frankreich fähig gewesen ist zu den Waffen zu rufen. Und der Jahrgang 1898, der ja mittlerweile in beiden Ländern ebenfalls zur Fahne eingezogen worden ist, dürfte in Frankreich etwa 220 000 bis 230 000, in Deutschland etwa 550 000 bis 570 000 Felddienstfähige gestellt haben, also eine noch weitere Verschiebung zugunsten Deutschlands bedeuten.

Diese außerordentlich günstige Lage verdankt das deutsche Volk vor allem der Zunahme der Geburten. Sie ist sein Lebensretter geworden und ist es daher wohl wert, von jedem Deutschen mit dankbarer Ehrfurcht betrachtet zu werden. Ihre Liste soll deshalb wenigstens im Auszuge hier folgen:

Jahr:	1862	1872	1882	1892	1902
Geburten:	1 417 367	1 692 227	1 769 501	1 856 999	2 089 414

Demgegenüber steht die französische Zahl mit rund 800 000, eine Durchschnittszahl der letzten Zeit, die seit 1911 aber nicht mehr erreicht worden ist.

Und nun kam der Krieg! Er rief Millionen von Männern aus beiden Ländern unter die Waffen, warf alles Bisherige über den Haufen und ließ auch die Geburtenzahlen in beiden Ländern einen tiefen Sturz tun. Im Jahre 1915 werden sie sich in Frankreich auf etwa 380 000, in Deutschland auf 1 400 000, im Jahre 1916 dort auf etwa 300 000 bis 320 000, hier auf 1 100 000 belaufen haben.

Hat der Krieg die Anzahl der Geburten vermindert, so hat er, ganz abgesehen von den Opfern der Schlachten, die der Todesfälle dagegen eher verstärkt als verringert; denn Entbehrungen und Sorge, Trauer und Kummer verlängern das

Leben nicht, sondern kürzen es eher. Und so muß man sowohl in Frankreich wie in Deutschland die Totenzahl in der Zivilbevölkerung mindestens mit den Durchschnittszahlen der letzten Jahre auch für die Kriegszeit ansetzen, das heißt für jenes mit rund 740 000, für dieses zu 1 120 000. Unter Zugrundelegung dieser Zahlen ergeben sich dann für die Zeit von Beginn des Krieges bis zum 1. Januar 1917 für Deutschland rund 3 300 000 Geburten und 2 700 000 Todesfälle in der Zivilbevölkerung, das heißt noch ein Geburtenüberschuß von 600 000; für Frankreich 1 020 000 Geburten und 1 800 000 Todesfälle, also eine Bevölkerungsverminderung um rund 800 000 Seelen. Und nimmt man an, daß die Zahlen von 1916 auch die von 1917 sein werden, so bedeuten sie für dieses Jahr für Deutschland ungefähr einen Ausgleich zwischen Neugeborenen und Sterbenden, für Frankreich einen monatlichen Rückgang in der Zahl der Zivilbevölkerung von etwa 35 000 Menschen.

Wie hoch der französische Kriegsverlust auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten ist, kann mit Sicherheit nicht gesagt werden. Aber man wird nicht zu hoch greifen, wenn man den Bevölkerungsrückgang Frankreichs vom 1. August 1914 bis 1. Juli 1917 auf $2\frac{1}{2}$ Millionen einschätzt. Auch Deutschland wird einen Verlust aufzuweisen haben, wenn auch nicht annähernd so hoch wie sein Nachbarvolk.

Das sind die Tatsachen, und nun gilt es, aus ihnen die Lehre zu ziehen! Sie ist sehr einfach. Daß unsere Frauen und Kinder, daß unsere älteren Landsleute beiderlei Geschlechts — mit der Ausnahme der unglücklichen Ostpreußen und Elsässer freilich — in nun schon 33 Kriegsmonaten von allen den Entsetzlichkeiten verschont geblieben sind, die der Krieg im Lande selbst mit sich bringt, wird nicht zum wenigsten eben diesem älteren Teile unseres deutschen Volkes verdankt, denn das sind die Mütter, die die heutigen Kämpfer geboren, das sind die Väter, die die Kosten ihrer Ernährung getragen, das sind die Eltern, die es sich nicht verdrießen ließen, ihre großen Kinderscharen zu erhalten und zu erziehen. Gewiß, die Zahl macht's nicht allein; denn sonst hätte Deutschland mit seinen Verbündeten ja längst der Übermacht der Gegner erliegen müssen. Aber ohne die Zahl geht es auch nicht. Die deutschen Eltern der siebziger, achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ernten nun ihren Lohn für die reichliche Erfüllung ihrer elterlichen Pflichten. An der Jugend von heute ist es, dafür zu sorgen, daß auch sie dereinst auf eine sichere Schutzmauer von Millionen von Söhnen blicken kann, wenn sie selbst in die alten Jahrgänge aufgerückt ist.

Auch in Deutschland begann die Geburtenzahl seit 1904 zu fallen. Welches Verhängnis es für ein Volk bedeutet, wenn es seine Kopfbildung immer nur auf gleicher Höhe hält, wenn Eltern glauben, daß ihr eigener Ersatz durch zwei Kinder genüge,

ihr Volk auf der Höhe zu halten, zeigt eben deutlich das traurige Schicksal Frankreichs. Ob es wohl auch dann jetzt den Feind im Lande hätte, wenn seine älteren Männer und Frauen zu ihrer Zeit mutig die Sorge für ebensoviele Kinder auf sich genommen hätte, wie ihre gleichaltrigen Landesnachbarn? Wohl kaum! Man sieht eben, Mut und alle Aufopferung der tapferen jungen Franzosen von heute auf den Schlachtfeldern kann nicht ersetzen, was der Mangel an Mut und Aufopferung der älteren im Familienleben verschuldet hat. Möge diese Lehre den deutschen jungen Männern und Frauen genügen, um sie vor den gleichen Fehlern in ihrer Jugend und damit auch vor der gleichen bitteren Erkenntnis in ihrem Alter zu bewahren.

Und die Gefahr steht vor der Tür! Denn wir waren bereits stark im Rückgange. Nach der Absterbeordnung vorausberechnet, wird der Jahrgang 1908 im Jahre 1928 rund 760 000 Gestellungspflichtige aufbringen, aber der Jahrgang 1913 zu seiner Zeit, das heißt im Jahre 1933, nur noch 690 000. Da heißt es also: „Achtung!“ Um so mehr als die Kriegsjahrgänge von 1915, 16 und 17 diese Zahlen auf fast die Hälfte zusammenschrumpfen lassen. Wir haben aber nicht nur Frankreich, sondern auch Rußland mit seinen gewaltigen Menschenmassen zum Nachbarn. Und wenn das russische Volk in der nächsten Zeit auch vielleicht seine Friedensliebe entdecken wird, wer will wissen, wie es in zwanzig, dreißig Jahren denkt? Da gilt das Wort: Sicher ist sicher!

Um diese Sicherheit für Leib und Leben, für Haus und Hof, für Hab und Gut, wie wir Kämpfer sie dem weitaus größten Teile unseres Volkes jetzt geben konnten, aber auch selbst später zu geben haben, müssen wir vor allem die schweren Lücken, die die Kriegsjahre in unsern eignen Reihen und in denen unserer Nachkommenschaft verursacht haben, ausgleichen und darüber hinaus die Geburtenzahlen wieder auf die Höhe bringen, die sie in den Jahren 1897 bis 1908 hatten. Die kinderreiche Familie muß wieder wie vordem der Stolz deutscher Männer und Frauen werden und ihr höchstes Glück, im vorgerückten Alter auf eine blühende, wohl erzogene Schar von Söhnen und Töchtern zu blicken. Und was gibt es auch Stolzeres, als einen Mann, der uns mit strahlendem Blick seine Buben und Mädels weist, was, das rührender wäre, als eine sorgende Mutter im reichen Kreise ihrer Kinder? Da liegt, weit über alles andere Irdische hinaus, das wahre Erdenglück für im Herzen gesund gebliebene, natürliche Menschen, ein Glück, das selbstverständlich, wie jedes andere echte Glück, erworben und durch Arbeit und Vorsorge erhalten sein will. Ja, dadurch gerade wird es erst zum vollen Glück! Wie in allen früheren Zeitaltern gilt auch heute noch die Ansicht: ein freies und kinderreiches — ein glückhaftes Land!

Sorgen wir dafür, daß wir in aller Zukunft mit ruhiger Sicherheit sagen können: „Blüh' im Glanze dieses Glückes, blühe deutsches Vaterland!“

Meister Petz nach der Schweiz zurückgekehrt?

Von Oberlehrer Gerhard Nixdorff-Berlin.

Nach einer Notiz, die im zweiten Kriegsjahr durch die Tageszeitungen ging und die vielleicht gerade unsere in der Schweiz internierten Landsleute interessieren dürfte, hat sich im Schweizer Naturschutzpark in Val Cluozza in Graubünden während des Krieges Tier- und Pflanzenwelt außerordentlich günstig entwickelt. Gams-, Reh- und Marmelotierbestand soll sich beträchtlich vermehrt haben, der Hirsch soll sich eingebürgert haben, am Spöl sollen die Fischottern wieder zahlreiche Höhlungen angelegt haben. Am meisten hat wohl die Nachricht interessiert — überängstliche Gemüter vielleicht auch in Schrecken gesetzt —, daß auch Meister Petz sich wieder eingefunden hat. So hätte sich denn die Besorgnis, die S. Brunies in seinem Buche über den Nationalpark (Dr. S. Brunies: Der Schweizerische Nationalpark [Basel Frobenius], ein Buch, dessen Lektüre Naturfreunden nicht genug empfohlen werden kann) ausspricht, daß der Bär vielleicht für immer aus der Schweiz verschwunden sei, nicht erfüllt. Er hat, wie aus verschiedenen Ortsnamen und auch aus Wappenschildern hervorgeht, früher in der Schweiz, besonders in der Ostschweiz, eine große Rolle gespielt. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Bären im Unterengadin, in der Gegend von Zernez, in den einsamen,

wilden Tälern zu beiden Seiten der Ofenpaßstraße nicht selten. Brunies erzählt von einer Anzahl interessanter „Bäregeschichten“, von Zusammenstößen, die Hirten und Bauern mit Meister Petz in diesen Gegenden noch in den siebziger Jahren gehabt haben. Der angeblich letzte Bär in Val Cluozza wird 1882 erlegt. Trotzdem taucht aber immer wieder von Zeit zu Zeit die Kunde auf, daß ein Bär erlegt oder beobachtet, zum mindesten, daß eine Bärenspur gesehen worden sei. Am 1. September 1904 wird in Val Mingèr, einem öden, einsamen Seitental des Scarltales, das das weltbekannte Schuls-Tarasp mit dem östlichsten Schweizer Tale, dem Münstertale, verbindet, ein Bär erlegt. 1913 erleiden zwei Bären unweit Nauders in Tirol, also in nächster Nähe der vorhin genannten Gebiete, das gleiche Schicksal. Brunies spricht die Vermutung aus, daß sie aus dem nächstgelegenen Verbreitungsbezirk, der Brenta-Gruppe, über die Bündener Grenze, hätten kommen wollen. Wenn sich die Angaben, daß sich der Bär jetzt wieder in Val Cluozza zeigt, bewahrheiten sollte, können wir vielleicht auch annehmen, daß er sich als Überläufer aus der Kriegszone, den hartumstrittenen Tiroler Bergen, nach der neutralen Schweiz gerettet hat.



XXII. 4. Bericht über die Berner Weihnachtssendung 1916. (Nachtrag.)

Depot von Tours: Unter dem 12. Januar sandte bereits der Regionalkommandant der 9. Region eine Empfangsbestätigung über die für die deutschen Kriegsgefangenen bestimmten Weihnachtspakete für die Depots von Tours, Poitiers, Chateauroux, Bressuire, Issoudun und Cholet.

In den letzten Tagen des Monats Mai ging eine spezielle Sammelbestätigung vom Kommandanten des Lagers Tours bei uns ein, die 45 Empfangsbelege der einzelnen dem Lager unterstellten Arbeitsdetachements und des Lagers selbst einschließt.

Nach diesen Belegen hat das Lager Tours sieben Kompagnien von durchschnittlich 135 Mann, die im ganzen 950 Pakete erhalten haben. Als Detachements werden die folgenden aufgeführt, denen wir in Klammer die Anzahl der dorthin gelangten Paketchen zufügen, aus welchen Zahlen sich Schlüsse auf die Stärke der Kommandos ziehen lassen.

In Tours selbst arbeiten Leute auf fünf Unterdetachements:

P. O. I. Rue de Paris (155), P. O. II. St. Pierre (125), P. O. Canal (362), Ateliers de Construction (43), Ecole d'Aviation (81).

Außerhalb Tours in:

La Feuillarde (98), Mettray (10), Chemillé s. I. (20), Chemillé s. Demes (10), Rillé b. Tours (16), Sepmes [Landkommando] (10), Loché b. Andrais (20), Genillé [Kdo. Nr. 5] (20), Nouans (10), Verneuil (20), Montreuil (8), Continvoir (30), Neuilly le Roi (1), Monnaie (40), Razines (10), Balesmes (20), Chédigny [Kdo. Nr. 11] (18), Orbigny (10), Montaigu [Kdo. Nr. 38] (50), Cangey (30), Yzeures (10), Montpoupon (50), Rigny-Ussée (28), Tauxigny (10), Neuvy le Roy [Landkommando] (5), Saché (10), Chaucau (5), Chancaux (10), Luzé (20), Monzay (10), St. Laurent [Landkommando] (20), La Membrolle [Kdo. Nr. 55] (20), Chenoncaux [Kdo. Nr. 7] (5), Turpenay (48), Condray (20), Bengny (197), St. Maure (10), Rillé-Hommes (10), Ste. Antonie du Rocher mit Charentilly und Pressigny (12).

Es ist anzunehmen, daß alle hier genannten kleineren Detachements von 10–20 Mann Landwirtschaftskommandos sind. Sicher ist dies allerdings nur bei den wenigen zu sagen, bei denen ein entsprechender Vermerk auf der Bestätigung zu finden war, den wir gleichfalls dann hier wiedergegeben haben.

XXIII. Bücherstiftungen.

Auch im Monat Mai gingen der Bücherzentrale Bern erfreuliche Stiftungen zu, die unsern Bücherbestand an Belletristik, der in letzter Zeit sehr in Anspruch genommen war, etwas ergänzen konnten. Allen Spendern sei wiederum an dieser Stelle unser und der späteren Leser Dank ausgesprochen.

Es sandten uns zu:

H. Dr. Schönfeld, Düsseldorf, Malutensilien und Zeichengerät;

Frau Hanf, Witten (Westfalen), 21 Expl. Kants Weltgebäude;

Ausschuß zur Versendung von Liebesgaben, Berlin, 18 vollständige Sendungen für Frankreich, 8 solche für Italien;

H. Dr. H. Rosenfeld, Stuttgart, 25 Schachspiele;

Frau Zweifel, Genf, Bücher und Zeitschriften;

Frau Finanzrat Teuffel, ein Koffer mit ca. 40 Bänden schöner Literatur;

H. Prof. Alfred Stern, Zürich, zwei Pakete belletristischer und geschichtlicher Werke;

H. Hermann Hesse, Bern, 175 Bände Belletristik, verschiedene Zeitschriften;

Rotes Kreuz, Frankfurt a. M., verschiedene Kisten mit Kriegsliteratur, darunter eine Reihe von Büchern, die durch eine Sammlung der Obertertia einer Frankfurter Schule von den Schülern zusammengebracht worden sind;

Frau Julia Wirth-Stockhausen, Berlin, versch. Bücher wissenschaftlichen und belletristischen Inhaltes.

Weitere für unsere Gefangenen bestimmte Büchersendungen werden jederzeit mit großer Freude entgegengenommen. Solche Pakete sind zu richten: An die deutsche Kriegsgefangenen-Fürsorge, Abt. Bücherzentrale, Bern, Thunstr. 23.

Als „Kriegsgefangenensendung“ bezeichnet, gehen die Pakete bis zum Gewicht von 5 kg portofrei.

XXIV. Aus einer englischen Lagerzeitung.

(Vom Wecken bis Zapfenstreich.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein schrilles Pfeifensignal verkündet den schon lange ungeduldig wartenden Gefangenen, daß die Köche am Ende ihrer mittäglichen Kochkunst sind. Mit dem Ruf: „Es hat gepuffen!“ stürzt in die von der Küche weiter abliegenden Hütten der freiwillige Horchposten, und der Stubendienst macht sich auf den Weg, das Essen zu holen. Wehe aber, wenn es nur ein blinder Alarm war — wenn ein Späßvogel zur Abwechslung einmal eine Probemobilmachung veranstalten wollte oder einer, bei dem der Wunsch der

*) Aus der „Stobsiade“, Kriegsgefangenenzeitung des Lagers Stobs in Schottland (Anschrift: Neue Stobsier Zeitung. Bezugsgehalt halbjährlich mindestens 1,50 Mark, zu richten an Hauptgeschäftsstelle für Liebesgaben, Erfurt, Kraemplerweg 3).



n.
 ücherzentrale
 isern Bücher-
 Zeit sehr in
 izen konnten.
 r Stelle unser
 spröhen.
 tensilien und
 Expl. Kants
 Liebesgaben,
 n für Frank-
 achspiele;
 Zeitschriften;
 r mit ca. 40
 Pakete belle-
 Werke;
 e Belletristik,
 edene Kisten
 e Reihe von
 ng der Ober-
 von den
 rden sind;
 rlin, versch.
 d belletris-
 bestimmte
 mit großer
 Pakete sind
 gefangenen-
 Thunstr. 23.
 chnet, gehen
 g portofrei.
 gerzeitung.
 .)
 schon lange
 öche am Ende
 Ruf: „Es hat
 r abliegenden
 Stubendienst
 Wehe aber,
 nn ein Spaß-
 nobilmachung
 Wunsch der
 ng des Lagers
 g. Bezugsgeld,
 tgeschäftstelle

Vater des Gedankens war, das Pfeifensignal der B-Lagerküche für das seiner eigenen gehalten hat. Den Stubendienst, der pflichtschuldigst in die Küche tritt, wo der Suppe eben erst der letzte Schliff gegeben wird, empfängt man dort nicht gerade freundlich: seinem edlen Dienst-eifer und seiner Sorge um das leibliche Wohl seiner Hüttenkameraden werden Beweggründe unterschoben, die schwer die Ehre seines Magens angreifen. Tief geknickt zieht er sich wieder auf die Hütte zurück, wo ihn boshafte Gelächter empfängt. Andererseits — und ebenso unverdientermaßen — wird er manchmal zum Gegenstand allgemeinen Lobes erhoben: so wenn er zum Mittagmahl Kartoffeln bringt oder sonst eine Zuspeise. Da heißt es dann an allen Ecken und Enden: ja, man braucht nur den rechten Stubendienst zu schicken, dann bekommt man gleich etwas Anständiges zu essen; und so geht es fort, bis das Mahl beendet ist und der Stubendienst, von der wohlthuenden Woge allgemeiner Achtung getragen, seine Eimer spült und die Hütte ausfegt.

Die Lebenskünstler unter uns haben es verstanden, ihren Strohsack zu einem Ruhebett umzubauen und pflegen nun ihrer Verdauung, nachdem sie ihre Pfeife oder gar ihre „Sonntagszigarre“ mit einem Fidibus am Ofen in Brand gesetzt haben. Zum erstenmal seit dem Wecken senkt sich auf die Hütte heiliges Schweigen nieder, das aber unter seiner glatten Oberfläche unruhige Erwartung verbirgt. Das ganze Sinnen und Trachten ist auf einen Gedanken eingestellt: bekomme ich heute wieder keine Post? Man blättert in seinem Notizbüchlein nach und stärkt seine Hoffnung mit der Feststellung, daß nun schon soundsovieler Briefe fällig wären. Einige schließen sogar Wetten im Betrage bis zu fünf Zigaretten ab, wobei man leider die betrübnisse Beobachtung machen kann, daß sie nie ausbezahlt werden. Aber die Zeit verstreicht, und tröstender Schlummer deckt das Hoffen und Bangen. Der letzte Hoffungsstrahl entgleitet, wenn Trompetensignale den Zählappell in den Hütten ankünden, wozu manch Schweregeprüfter erst durch einen kräftigen Rippenstoß aufgerüttelt werden muß.

Nach der Zählung, gegen 3 Uhr, gleicht das Lager wieder einem krabbelnden Ameisenhaufen: Die Glücklichen, die auf der Paket- oder Geldliste stehen, schreiten stolz erhobenen Hauptes zur Posthütte. Auf die neidgrünen Fragen eines guten Freundes, der ihnen in die Quere läuft, geben sie gelassen oder nur durch eine sieghafte Handbewegung Antwort. Der Stubendienst geht „kohlen“. Man darf dabei nicht an das Kohlen eines Kriegsschiffes denken, hier geht das viel gefahrloser und ruhiger zu, ja manchmal noch ruhiger, daß das Endergebnis — keine Kohlen sind. Vor der Bücherei bildet sich eine lange Reihe, um Lesestoff umzutauschen. Alle nehmen wieder ihre mehr oder minder zielbewußte Beschäftigung auf.

Wie überall auf der Welt in der guten Gesellschaft gibt es bei uns five o'clock tea, wozu man sich vollzählig wieder zusammenfindet. Wer sich tagsüber vom Ofen emanzipiert hat, kehrt nun reumütig zu ihm zurück. Denn wer auch nicht selbst backt und kocht, der will doch wenigstens den „lieblichen Wohlgeruch“ einatmen. Manche Frau konnte früher wohl nicht genug über die Ungeschicklichkeit ihres Ehemanns schelten, wenn er einmal in der Küche mit anfassend sollte; hier würde sie nun mit Erstaunen sehen, was für ein Kochkünstler ihr Mann geworden, und noch mehr — mit welcher Sachverständigkeit er sich über alle Zweige des Kochens ausführlich verbreitet. Den gewiß neugierigen Hausmüttern daheim will ich eines der Stobser Kochrezepte verraten: Wie backt man Pfannkuchen? Antwort: So man hat (dieser Vordersatz ist zu jedem der nachfolgenden Glieder zu ergänzen), nehme man Hafermehl, schütte dazu den etwa vom Mittagessen aufgesparten Reis, gieße Wasser dazu und rühre das Ganze gut durcheinander, lege Margarine in die Pfanne und dann den Brei, backe die eine Fläche, bis sie knusprig braun ist, wende dann den Kuchen mit geschicktem Schwung um (wobei zu bedenken ist, daß die offene Kehrrichttonne nicht allzunah dabei steht), und fertig ist der Stobser Pfannkuchen.

Der Andrang am Ofen ist stark, denn die gut und sorgfältig genährte Kohlenglut währt nicht ewig, und viele wollen sich schnell einen kleinen Imbiss zurecht machen, noch ehe sie an ihre verschiedenen Abendbetätigungen

gehen. Für die Kameraden, die tagsüber in Arbeitsgruppen eingeteilt sind, hat die Lagerschule viele Stunden auf den Abend verlegt. Vorträge werden gehalten; Theater- und Gesangsproben und Turnstunden fordern ihre Jünger. Dann und wann locken uns Theatervorstellungen und Konzerte aus der Hütte.

Für die aber, die am Ofen beim Backen zurückbleiben, bietet einen beliebten, unerschöpflichen Gesprächsstoff die Erinnerung an all das, was man früher einmal zu essen gewohnt war. Da es nun schon so lange her ist, ist wohl das Bestreben, die Fülle des heimatlichen Kochtopfes ein wenig zu übertreiben, ganz erklärlich. Aber je länger die Gefangenschaft dauert, um so mehr vertieft sich die Wirkung derartiger Schlacht-Berichte. So empfinde ich stets ein schmerzlich-süßes Schauern und noch ein anderes, ganz unbeschreibliches Gefühl im Magen, wenn mein Münchner Freund von seiner Kalbshax'n erzählt, die er — nicht nur einmal, sondern so und so oft — im Franziskaner verzehrt hat, und die bei jeder Wiederholung größer wird, so daß sie nach meinem geringen zoologischen Wissen mindestens einem Elefantenkalb gehört haben mußte. Und sein Bericht pipfelt jedesmal in dem ehernen Schlußsatz: „Ja, mei Liaba, so a Hax'n und a Stoa Bier wann's hast, dös is halt was Guats!“

Es dämmt. Die Motore im Lichtschuppen lassen sich noch Zeit, Beleuchtung zu spenden. Mein Strohsack-nachbar, der Philosoph, der auch ein gut Stück Stimmungskünstler ist, schleppt mich aus der Hütte auf den Hang,

Nun die lauten Stimmen schweigen
 Und die weißen Nebel steigen . . .

Den Vorzug, von ihm als Begleiter mitgenommen zu werden, habe ich wahrscheinlich dadurch verdient, daß ich auch zur rechten Zeit schweigen kann. Ohne zu reden, wandern wir hin und her, sehen endlich die Lampen rings um das Drahtgehege aufglühen und die Hüttenreihen unter uns im Schatten versinken. Drüben vom Berg grüßt Lichtschein aus einem einsamen Haus. Dann und wann bleibt mein Begleiter stehen und starrt über das Tal in eine weite Ferne, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“. Schweigend setzen wir unseren Weg fort . . .

Von 9 Uhr ab entfaltet sich eine eigenartige Tätigkeit in der Hütte: das Bett wird gebaut. Bei der langen Dauer der Gefangenschaft hat sich diese Arbeit zu einer Kunst entwickelt. Die fähigsten Gehirne haben Tag und Nacht (letzteres im wörtlichen Sinne, wenn die Kälte den Schlaf verscheucht hat) darauf gesonnen und verschiedene Lösungen gefunden, darunter den berühmten „Schlafsack“: die Wolldecken werden zu einem langen Schlauch zusammengelegt, der Mantel darum gewickelt und zugeknöpft. Freilich erfordert das Einsteigen in den Bettsack einige turnerische Gewandtheit. Jeder preist natürlich sein System als das vollendetste, was ihn aber nicht hindert, am Morgen zu wettern, daß es ihn in der Nacht ganz erbärmlich gefroren habe, und daß er von nun an „feldmarschmäßig“ zu Bett ginge.

Zapfenstreich! „Soldaten soll'n nachhause gehn, soll'n nicht so lang bei den Mädchen stehn; der Hauptmann hat's gesagt!“ Wehmütige Erinnerungen an die vergangenen Tage der Dienstzeit. Aber was soll uns hier dieser Hornruf! Der vielgeplagte Stubendienst schaltet das Licht aus — seine letzte Pflicht — und nachdem er einen ganzen Tag für das leibliche und geistige Wohl seiner Stubenkameraden wie eine Hausmutter gesorgt, legt er seinen müden Leib zur Ruhe.

Dann und wann hört man noch die Holzschuhe eines Eiligen auf seinem letzten Gang über die Holzstege klappern, dann und wann das ferne Rollen eines Zuges durch die Nacht. Der Schlaf will nicht kommen. Man starrt an die Decke und wälzt sich unruhig von einer Seite auf die andere. Vergangen ist wieder ein Tag, einer von den vielen, end- und ziellosen . . . Wann endlich wird uns der Hornruf zum Tage der Heimkehr wecken?!

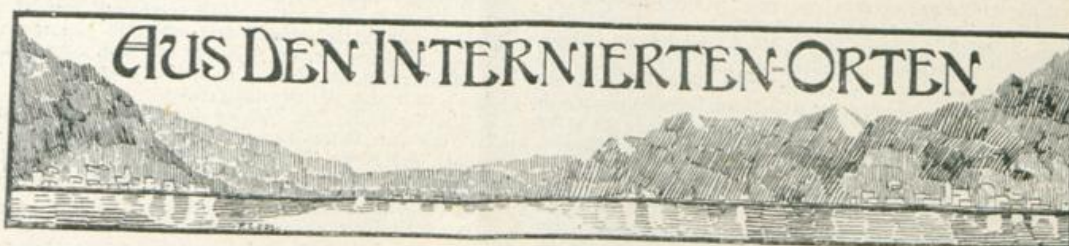
Lagerzeitungen aus Frankreich.

Soweit uns bekannt, gibt in Frankreich nur das Zivilgefangenenlager Ile Longue eine Lagerzeitung heraus, „Die Inselwoche“. Von diesem

Blatt, das als Kopfverzierung eine Silhouette der Insel trägt, liegen uns die Nummern 4 und 6 vom 29. 4. und 13. 5. vor. Sie bezeugen, daß dort ein reges geistiges Leben herrscht, begünstigt durch den Wegfall des Arbeitszwanges. In Poesie und Prosa werden in der „Inselwoche“ die Einrichtungen des Lagers und die verschiedenen Beschäftigungen ihrer Bewohner besprochen. Sie berichtet über stattfindende Theater- und Konzertaufführungen, über Spiel und Sport. Es bestehen auf Ile Longue verschiedene Streichorchester, die einzeln und gemeinsam Konzerte geben. Selbst ein Symphoniekonzert, das erste allerdings im Lager, ist am 6. Mai gegeben worden, das seiner

Zusammenstellung nach jede Kritik auszuhalten vermag. „Alt-Heidelberg“ hat sechs Aufführungen erlebt und Max Halbes „Jugend“ am 2. Mai seine Erstaufführung auf Ile Longue. Einen Vortrag über elektrische Kraftentfaltung kündigt das Blatt vom 29. 4. an. Der Sportleute gibt es unter den Gefangenen eine große Zahl; namentlich machen die Fußballklubs „Sportfreunde“ und „Ballspielklub“ von sich reden.

Der Ruf, den der Zeitungsdichter ausstößt, „Die Göttin meiner Sehnsucht heißt – Ereignis“, den gewiß jeder Gefangene in einer oder der andern Form wenigstens denkt, wird so im Lager von Ile Longue durch allerlei Zerstreuungen doch manchmal erfüllt.



Unser Besuch im Betrieb der Schoop'schen Metallisierungs-Laboratorien in Zürich.

Unser Hunger nach lehrreichen, interessanten Mitteilungen und Vorführungen ist sprichwörtlich geworden. Wo es etwas Neues zu sehen oder zu lernen gibt, da möchten wir dabei sein und wer könnte es uns verargen? Haben wir doch jahre- und monatelang unsern Geist bis zur Abstumpfung ruhen lassen müssen. Und nun darf man wieder an seinen früheren Beruf, seine Pläne und gewohnten Verhältnisse denken. So hat es sich mancher unter uns zur Aufgabe gemacht, seinen Gesichtskreis in der Richtung seiner bisherigen Kenntnisse zu erweitern. Wir sind deshalb jeder Persönlichkeit und jeder Industrie zu großem Danke verpflichtet, die uns belehrenden Einblick in ihre Arbeit gestattet und uns derart die versäumte Zeit einbringen hilft.

So hat es unser bewährter und tätiger Leiter, Dr. Lutz, freudig begrüßt, als der in Zürich studierenden Abteilung interner deutscher Techniker und Ingenieure der Besuch der Schoop'schen Laboratorien in Aussicht stand. Um das Verständnis für die neue Überzugs-Technik vorzubereiten, wurde uns Literatur zur Verfügung gestellt und jeder konnte sich schon seine Gedanken über die Anwendung im eigenen Interessenkreise machen. Dadurch war man aufnahmefähiger für die mancherlei Eindrücke, die uns im Rahmen der Anlage erwarteten. Diese ist eine glückliche Kombination des modernen Versuchslabors, einer mechanischen Werkstätte, verschiedener Werkräume und der für die Leitung nötigen Demonstrations- und Direktionslokale. In dem eigens dafür erstellten Gebäude spielte sich deshalb auch die Geschichte der weittragenden Erfindung in enger Fühlung mit den einzelnen Arbeitsfeldern ab.

Herr Schoop und der technische Direktor, Ing. Herkenrath, erklärten uns die Einteilung und Zweckdienlichkeit der Räume, die Hilfsmaschinen, das Präparieren und Fertigstellen der Objekte und zeigten uns vor allem die Metallspritzapparate in Tätigkeit. Bevor ich auf die verschiedenen Mustergegenstände eingehe, möchte ich das Prinzip der Metallisierung mit einigen Worten wiedergeben. Die ersten Stadien derselben waren die Zerstäubung flüssigen Metalles und das Überziehen mittelst Metallpulvern in geschmolzenem Zustande gewesen; dem hat sich in den letzten Jahren die Metallisierung durch Zer-

Möglichkeit der örtlichen Bestrahlung beliebigen Materials mit Metallen wird einem sofort klar, sobald man den handlichen Apparat arbeiten sieht oder ihn gar im Schnitt geöffnet vorgeführt erhält. Im Innern des pistolenförmigen Aluminium-Gehäuses bemerken wir eine Turbine, welcher die Aufgabe zufällt, den dünnen Metalldraht zwischen Schneckenrädern vorwärts zu schieben. Die dazu erforderliche Pressluft wird wie die Brenngase durch einen Schlauch zugeführt und dient weiter zur Zerstäubung des Metalles. Der Draht ist im Mundstück des Apparates bereits mit Brenngasen (Sauerstoff und Leuchtgas) geschmolzen worden und treibt nun, in feinste Partikel zerrissen und von einem Preßluftmantel umgeben, mit einem Druck von 2–3 Atm. dem vorgehaltenen Gegenstande zu. Auf diesem bohren sich die Metallteilchen zufolge des starken Anpralls in die Poren der Oberfläche ein und schweißen untereinander zu einer dichten, gut adhärennden Schicht zusammen. Die Temperatur des Metalles ist auf der kurzen Strecke von der Düse zur Oberfläche (ca. 5 cm) von Schmelzhitze auf ca. 70 Grad herabgesunken, sodaß es nach dem Verfahren möglich ist, Papier, Gewebe und sogar Brennstoffe dauerhaft zu überziehen. Objekte aus Gußeisen oder Blechen werden vor der Bestrahlung mit dem Sandgebläse von Rost, Zunder oder Schmutz gesäubert. Glasierte Tonobjekte, Glas oder Schiefer werden mit feinem Sande angeätzt oder schabloniert, während poröse Materialien, wie Gips, Terracotta, Zement etc. ohne Präparierung dem Metallstrahl ausgesetzt werden können, indem sich das Metall in der körnigen Oberfläche genügend verankert. Wünscht man den Überzug auf der Drehbank blank zu polieren oder sonstwie stellenweise Hochglanz zu erzeugen, so wird etwas stärker aufgetragen, wobei die Dicke der Schicht von der Bestrahlungsdauer abhängt. Das Polieren kann auch an der Spezialmaschine mit Schwabbeln und Drahtbürsten vorgenommen werden. In Zellen, die mit Ventilation, Gaszuleitungen und Oberlicht versehen sind, wird getrennt mit Aluminium, Zink oder Zinn, mit Blei und daneben mit Kupfer, Bronze und Messing gearbeitet. Das beim Metallisieren entstehende Geräusch gleicht dem der autogenen Schweißerei. Ein Kompressor mit Windkessel und elektrischer Kraftquelle sorgt für die Metallisierzellen und Sandputzhaus speisende Luftmenge. Die mechanische Werkstätte beschäftigt eine Anzahl Präzisionsarbeiter, welche in Serien die äußerst genauen Apparateile in Eisen, Stahl und Messing herstellen, sowie das Gehäuse aus einem Aluminium-Gußstück herausarbeiten.

auszuhalten
 auführungen
 2. Mai seine
 nen Vortrag
 let das Blatt
 s unter den
 tlich machen
 allspielklub“

stößt, „Die
 eignis“, den
 andern Form
 n Ile Longue
 chmal erfüllt.



igen Materials
 ald man den
 gar im Schnitt
 tolenförmigen
 bine, welcher
 aht zwischen
 dazu erforder-
 einen Schlauch
 des Metalles.
 s bereits mit
 tolnen worden
 d von einem
 on 2-3 Atm.
 diesem bohren
 npralls in die
 untereinander
 t zusammen.
 kurzen Strecke
 Schmelzhitze
 ch dem Ver-
 ar Brennstoffe
 ußeisen oder
 Sandgebläse
 lasierte Ton-
 einem Sande
 aterialien, wie
 rierung dem
 em sich das
 d verankert.
 ank blank zu
 zu erzeugen,
 die Dicke der
 Das Polieren
 wabbeln und
 llen, die mit
 ersehen sind,
 inn, mit Blei
 g gearbeitet.
 gleicht dem
 r mit Wind-
 e Metallisier-
 enge. Die
 l Präzisions-
 Apparate-
 , sowie das
 rausarbeiten.

Das Zusammenpassen dieser Teile, deren an einem Apparat ca. 100 verschiedene sind, wie das Ausprobieren auf alle verwendeten Gase, Drucke und Metallsorten bildet ein Studium für sich und erfordert die größte Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe des Technikers. Dabei werden sehr häufig Verbesserungen und Neuerungen angebracht,



Metallspritzapparat in Tätigkeit.

welche die Entwicklung und Rentabilität des Verfahrens sprunghaft voranbringen, während die früher jahrelang geübten Bemühungen und zeitraubenden Versuche von der Technik als wertlos bezeichnet, vom Erfinder jedoch in Form von Patenttaxen, Betriebskosten und Drangabe von Zeit und Gesundheit gebucht werden müssen.

Guten Einblick in die Verwendbarkeit des Schoop'schen Spritzverfahrens gaben uns die Musterobjekte, die einen besonders Raum füllten. Wir wandten uns vorerst der Verzinkung zu, die im Hoch- und Tiefbau, für Land und Marine, für Kriegszwecke eine große Rolle spielt. T-Balken, für Gittermasten und Unterzüge, Wellblech für Hallen, Baracken und Rolladen, gelochte Eisenbleche für Kühler und Verkleidungen, Schrauben mit rein-verzinktem Gewinde, metallisierte Stahlfedern und Waschmaschinenteile machten uns den Eindruck der wetterfesten Rostsicherheit. Wie ein zusammengenietetes Schiffsplankenstück mit stellenweiser Verzinkung beweist, hält die Schoop'sche Verzinkung auch dem Meerwasser stand. Dann galt unser Interesse einer massiven Eisenguß-Schraube, die bis zu einer kleinen Stelle zwecks Sichtung des Grundmaterials mit Phosphorbronze bekleidet war. An den vom Wasser

stark beanspruchten Schnittflächen und nahe der Achse betrug die Schicht 2 mm und verzüngte sich allmählich bis auf 1/10 mm. Ein autogen geschweißter inwendig mit Aluminium überzogener Eisenbottich scheint die massiven und teuren Aluminiumbehälter verdrängen zu wollen, die in Brauereien und Nahrungsmittelfabriken als Koch- und Lagergefäße in großem Umfange gebraucht werden. Die Chemische Industrie, Färbereien und Papier-



Metallisierter Kunstgegenstand.

fabriken verwenden die rasch arbeitende Schoop-Verbleiung als Auskleidung für ihre Zement- und Gußbottiche und wissen die durch Säure rotierenden Wellen, Zylinder und Kalander mit dünnem Bleiüberzug gegen Korrosion zu schützen. Dem Zwecke der Leitfähigkeit dienen röhrenförmige Tonkörper, die spiralig mit einem Halbedelmetall bespritzt worden sind. Der elektrische Strom wird zur Beheizung dieses einfachen Zimmerofens angeschlossen und vermag zur Übergangszeit gute Dienste zu leisten. Auch für Kondensatoren und Isolierungen ist das Metallisieren sehr zweckmäßig. Ein reiches Arbeitsfeld findet die Spritzpistole in Reparaturen schwacher Guß-Fittings oder porös-blasiger Aluminiumkarter für den Autobau. Zur Veredlung minderwertiger Materialien oder zur Verbilligung teurer Metalle durch Hinterspritzen mit Blei oder Zink eignet sich das Verfahren ganz besonders. Von der letztgenannten Anwendung macht die Graphik beim Herstellen von Druckstöcken Gebrauch, wie sie auch gut vervielfältigende Klischees anstatt aus galv. Kupfer aus gespritztem Zink anfertigt. Die Reproduktion von Matrizen, das Auskleiden von Hohlformen, sowie das Überziehen von Kernen aus Gips oder Holz dürfte nebst der Ver-

zinkung zu den lohnendsten Gebieten gehören, welche sich die Metallisierung in der modernen Technik erobert hat.

Aus dem im Schoop'schen Laboratorium Gesehenen ließe sich noch manche Anwendung herauschälen, liegen doch die spruchreifen Gebiete zahlreich vor, ganz abgesehen von den jedem Fachmann in seiner Industrie auftauchenden

Am 14. Juni ist ein Jahr verfloßen, daß Waldstatt deutsche Internierte aufgenommen hat. Mit dem ersten Transport aus England kommend, fanden 40 Mann vorzügliche Unterkunft im Kurhause Hirschen. Im Dezember kamen noch 30 Kameraden dazu. Sowohl der Platzkommandant, Herr Hauptmann Dr. Frosch, wie auch



Waldstatt.

Verwendungen, sei es zum Schutze gegen chemische Einflüsse, gegen mechanische Abnützung, zur Verbilligung oder im Interesse der künstlerischen Ausgestaltung seiner Produkte.

Waldstatt.

Das hübsche Dorf Waldstatt, das von Herisau aus mit der Appenzellerbahn in kurzer Zeit und zu Fuß auf angenehmen und lohnenden Wegen über Höhen durch Matten und Wald in wenig mehr als einer Stunde erreicht werden kann, liegt am Fuße eines gegen die Nordwinde geschützten Hügelrückens, der Geißhalde. Nach Süden hat man eine vorzügliche Aussicht aufs Säntisgebiet und die vorgelagerten Höhenzüge. Als geographisches Zentrum und als Eingangstor zum Alpsteingebiet ist Waldstatt mit äußerst günstigen Verkehrsgelegenheiten versehen. Außer der Appenzellerbahn gibt es noch gute Postverbindungen nach dem Toggenburg und dem appenzellischen Mittelland. Die geschützte und anmutige Lage des Dorfes und seiner Umgebung, sowie die ozonreiche Luft haben Waldstatt von der Natur aus geradezu zum klimatischen Kurort geschaffen, umso mehr, da keine geräuschvollen Fabrikbetriebe die Ruhe der Erholungsuchenden stören. Außer dem allen Anforderungen genügenden Kurhause „Hirschen“ bietet noch das Bad Säntisblick den Kurgästen angenehme Unterkunft.

Die Gemeinde Waldstatt zählt ungefähr 1600 Einwohner, ein Drittel derselben wohnt im Dorfe selbst. Neben zwei mechanischen Webfabriken verdient noch die modern eingerichtete Brauerei Waldstatt Erwähnung.

Ein besonders lohnendes Ausflugsziel ist die Geißhalde. Man genießt eine wundervolle Rundschau über das hügelige Appenzellerland und das Alpsteingebiet. Im Norden grüßt der blaue Bodensee und weit gleitet der Blick nach Deutschland hinein. Im Osten zeigt sich das Vorarlgebirge in seiner ganzen Pracht. Im Hundwilertobel, einer Erosionsschlucht, durch welche die Urnäscher rauscht, ist vom Verkehrsverein Waldstatt ein idealer Badeplatz geschaffen, welcher selbst einen verwöhnten Sportsmann befriedigen muß.



Bad in der Urnäscher.

aß Waldstatt
dem ersten
0 Mann vor-
im Dezember
l der Platz-
h, wie auch

der Anstaltschef, Herr Sergeant Rhenus vom 1. Garde-
Dragoner-Regiment, können am 14. Juni auf ein Jahr
segensreicher Tätigkeit zurückblicken. Im Spätsommer 1916
wurde eine Korbblechwerkstatt eingerichtet, welche mit
Aufträgen bis heute gut versehen ist. In diesem Frühjahr
haben jedoch die arbeitsfähigen Internierten tag-
aus tagein der Gemeinde und den hiesigen Land-
leuten bei der Kartoffel- und Gemüsebestellung

Der Pfingstausflug der Internierten von Gersau.

Pfingsten! Wie dies Wort Blütenduft und Sonnenschein
in die müde überwinterte Erinnerungskammer unserer Sinne
hineinwirbelt, das Dasein einen aufrüttelnden Stoß und
Freudenschimmer erhält und der Stube und schützenden
Wärme zu enttrinnen sucht. Ostern brachte uns das Auf-



Gersau am Vierwaldstättersee.

zur Seite gestanden. Von der Zufriedenheit und dem
guten Einvernehmen zwischen Bevölkerung und Internierten
zeugt die fortwährende Vorausbestellung auf Arbeitskräfte
zur kommenden Heuernte.

Ein gänzlich ausverkauftes Haus brachten jedesmal
die drei abgehaltenen Unterhaltungsabende, zu deren
Haupterfolg ein Quartett und ganz vorzügliche Komiker
beigetragen haben. Ansehnliche Beträge konnten der
Ortskasse, sowie dem Fonds für kranke Schweizer
Wehrmänner überwiesen werden. Einem unserer
Kameraden war es nicht mehr vergönnt, seine Heimat wieder-
zusehen. Er ist hier zur letzten Ruhe gebettet worden.
Demgegenüber steht uns in aller Kürze ein freudiges Ereignis
bevor. Ein Kamerad, dessen Braut hier zu Besuch weilt,
wird, sobald eine noch fehlende Urkunde aus Deutschland
ankommt, Kriegstrauung halten. Hans Nagel, Untffz.

atmen der Natur, dem zu lauschen uns diesmal an den
Ufern des Vierwaldstättersees vergönnt gewesen ist und
wer es tat, dem brachte jeder Tag eine neue Blume, ein
neues Blatt; er lebte selbst wieder mit auf, kaum achtend
der Zeit, bis ihn an einem schönen klaren Sonntagmorgen
das Pfingstgeläute weckte. Da war das große Wunder
vollbracht; eitel betrachteten sich die Bergeshänge im vollen
saftiggrünen Schmuck ihrer Wälder und Matten im See.

Wie viele von uns durchkosteten diese schönste Zeit
des Frühlings zum ersten Male wieder nach jahrelangem
Entbehren hinter Stacheldraht oder gar hohen Mauern von
Gefangenenlagern! Dankbaren Herzens gedenken wir da
des lieben Vaterlandes für sein Opfer und der gastlichen
Schweiz für ihr großes Werk edler Menschlichkeit, der
Kameraden nicht vergessend in dem Wunsche, daß auch
ihnen, ob noch Kämpfer, ob Gefangene, durch ein baldiges
Ende des grausamen Völkermordens ein glücklicheres Los
beschert sein möge.

Aber für heute sind wir nun einmal die Glücklicheren.
Da wollen wir es denn auch froh genießen, zumal unser

verehrter Platzkommandant, Herr Oberleutnant Sch o e c k, uns so überaus freundlich dazu entgegenkommt und uns, wie schon den Ostersonntag, auch wieder seinen Pfingstsonntag zu unserer Führung durch die Schönheiten seiner prächtigen Heimat widmet. Sankt Peter war uns auch

unserer Kameraden unseres besonderen Dankes verdient gemacht hatten. Die obligate Musik, die Gersauer „Hofkapelle“, war natürlich auch dabei. Mit dem „Kein Meier“-Marsche ging die Fahrt um ein Uhr los. Eine halbe Stunde später hatten wir den See durchquert und landeten



Seelisberger Seeli.

Photographie v. Oberltn. Seidel, Vitznau.



Frohnalpstock.

Photographie v. Oberltn. Seidel, Vitznau.

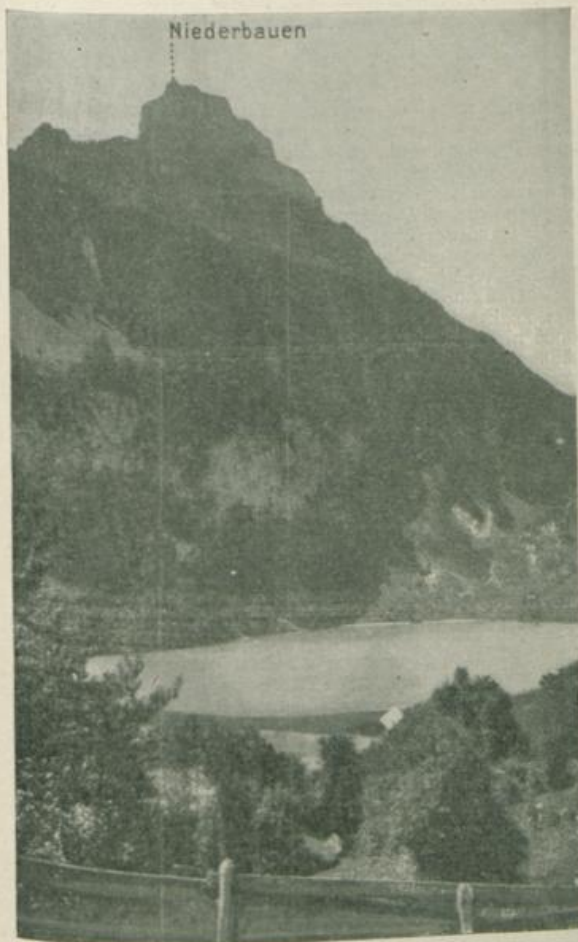
wohlgesinnt, hatte die Wolken über Nacht wegfeigen lassen, damit die liebe Sonne die Pracht der Seegestade mit ihren Strahlen vergolde und hat uns auch eine erfrischende Brise gestiftet, die, tanzende Wellen kräuselnd, die lichtgrünen Fluten wie Millionen Diamanten erglänzen ließ. Dies funkelnde, schöne Bild zog mehr als alle freundlich einladenden Worte: alle drängte es hinaus, und nur ein paar unerschütterliche Dorfhocker blieben zurück.

Wir hatten ein Motorschiff gemietet, für dessen hübsche Ausschmückung mit grünen Pfingstzweigen sich mehrere

bei Treib, dem altschweizerischen Schifferhause, von wo aus alles mit der Drahtseilbahn nach Seelisberg hinauffuhr, um oben den eigentlichen Marsch zu beginnen. Wir durchschreiten den freundlichen Kurort, der auf luftiger Höhe, inmitten buntblümter Matten gelegen, seine vornehmen Hotels gerade den Erholungssuchenden geöffnet hatte. Das liebliche Seeli von Seelisberg ließen wir zur Rechten unseres Weges liegen und wanderten im Schatten der frischbelaubten Bäume der Schwendiflüh entgegen. Diese liegt oberhalb des imposanten Teufelsmünsters,

kes verdient
rsauer „Hof-
Kein Meier“.
Eine halbe
und landeten

einer, mit etwas Phantasie betrachtet, an eine seitwärts
gesehene gewaltige Kathedrale erinnernden klüftigen Fels-
bildung, die über 400 Meter hoch jählings aus dem Urner
See aufsteigt. Ein herrlicher Ausblick eröffnet sich hier
vor unseren Augen. Jenseits drunten liegt vor uns das
kleine schmucke Dörfchen Sisikon, wo wir deutsche Kame-
raden interniert wissen; zur Linken davon erhebt sich stolz
der Frohnalpstock, zur Rechten Rofaien und Dieppen, zu
deren Füßen die Feldkapelle liegt. Wir überschauen von



Seelisberger Seeli mit Niederbauen.

hier oben jenes sagenumwobene Gebiet, das unser großer
Dichter Schiller in seinem Wilhelm Tell so schön besungen
und für ewig berühmt gemacht hat. Aber unser Endziel
ist Bauen; drum machen wir uns wieder auf den Weg
zum Abstieg, der uns bei der inzwischen zunehmenden
Wärme recht sauer werden sollte, denn er ist für uns
ungeübte Bergwanderer ziemlich beschwerlich. Da hieß
es springen und rutschen, geradeaus und im Zickzack,
bald über breite Stufen, bald über Steine und Geröll. Bis
zum alten Schlößchen Beroldingen ging es schon noch
gut; aber wie so oft kam auch das „schlimme Ende“ nach
und auf der letzten Etappe lechzte schon so manche Zunge
schwer nach dem ersten kräftigen Schluck in der Bauener
Dorfschenke. Die hatte aber auf so viel Durst garnicht
gerechnet, und als die ersten Ankömmlinge kaum jeder
eine Flasche Bier erwischt hatten, da war's auch schon
aus mit dem köstlichen Naß, von dem gerne noch viele
trockene Kehlen etwas mehr vertilgt hätten. Einigen von

uns war vergönnt, durch einen kleinen Bummel unter
Führung unseres Platzkommandanten, den zwischen den
Bergen Nieder- und Oberbauen schattig gelegenen Ort in
seiner Umgebung etwas kennen zu lernen, die lustig
plätschernden Gebirgsfälle zu sehen und das im alt-
schweizerischen Stile errichtete, in den Urner Landesfarben
bemalte Schulhaus zu betrachten, ehe wir um halb sechs
Uhr unser Schiff zur Heimfahrt bestiegen. Dieses führte
uns noch einmal vorbei an den hohen Felsen, die wir
nachmittags überklettert hatten, und am Mythenstein, den
die Urkantone Schiller, dem Sänger der Tellsage, mit
goldenen Lettern gewidmet haben, wandten wir dem
schönen Urnersee den Rücken. Bei Treib winken uns
fröhlich heimkehrende Touristenscharen noch zu, ehe sie
einer der festlich beflaggten Dampfer von dannen führt
und wir kreuzen hinüber gegen das „Kindli“ mit flatternden
Tüchern von den Wirtsleuten begrüßt und gar bald sind
wir wieder vor unserem Gersau, wo wir, mit Musik und
Gesang trauter vaterländischer Lieder der Landungsstelle
zusteuernd, mit frohem Tücher- und Fahنشwenken be-
willkommnet werden.

So endete diese für alle Freunde der schönen Natur
genußreiche Tag, und es sei uns auch an dieser Stel'e
gestattet, unserm Platzkommandanten unser aller herzlichen
Dank zu sagen, für die wohlwollende Liebenswürdigkeit,
mit der er uns diese schöne Pfingstfreude bereitet hat.

Bgr.

Fürstenbesuch.

Am Sonntag, den 10. Juni, weilte Se. Kgl. Hoheit
Prinz Philipp Albrecht von Württemberg, Herzog von Urach,
bei den Internierten in Davos. Alle Marschfähigen hatten
um 5 Uhr auf dem Platz am Bahnhof Davos-Dorf Auf-
stellung genommen. Der Prinz überbrachte ihnen die Grüße
des regierenden Königs, seines Oheims, wünschte den Ge-
neuesenden volle Heilung und sprach mit anerkennenden
Worten zugleich die Erwartung aus, daß jeder darauf be-
dacht sein werde, sich auch in Zukunft durch sein Verhal-
ten der Schweiz gegenüber dankbar zu zeigen und dem
deutschen Namen Ehre zu machen. Viele von den Inter-
nierten wurden dann durch persönliche Ansprachen aus-
gezeichnet, sieben bekamen für Tapferkeit im Felde eine
Auszeichnung überreicht. An alle Erschienenen wurden
Ansichtskarten als Grüße aus der Heimat, sowie Zigarren
und Zigaretten verteilt. Am Abend versammelte der Prinz
die Spitzen der deutschen Kolonie in Davos und die in-
ternierten Offiziere sowie die Vertreter der Ärzte und Lehrer-
schaft um sich. Um 9 Uhr brachten 100 Soldaten unter
starker Teilnahme der Davoser Bevölkerung dem Prinzen
einen Fackelzug. Vom Sängerkor wurden drei Lieder
gesungen. Ein dreifaches Hurra auf Se. Kgl. Hoheit durch-
brauste die Luft, nach einem herzlichen Dankeswort und
dem Gruß „Guten Abend, Kameraden“ kehrte der Prinz
zu seinen Gästen im Saal zurück. In mehr als zweistündiger
Unterhaltung ließ sich nun der Prinz über die Gesund-
heitsverhältnisse, den Unterricht und das Verhalten der
Internierten unterrichten. Kurz vor Mitternacht überreichte
er Herrn Konsul Burchard, Herrn Oberstleutnant Weg-
mann und Herrn Hauptmann Waldmann mit Worten
freundlicher Anerkennung sein Bild. Am Montag früh nahm
der Prinz am Gottesdienst in der katholischen Kirche teil
und mit dem 10 Uhr-Zuge setzte er seine Schweizerreise
über Klosters fort. G. K.

Meisterprüfung in Davos.

Am 31. Mai gab es hier in Davos manch fröhliches
Herz. Die Handwerkskammer aus Konstanz unter ihrem
stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Altstadtrat Oster-
walder, und Herrn Syndikus Müller waren nach erfolgter
Genehmigung der Abhaltung dieser Prüfung seitens des
Reichsamts des Innern zu uns herübergekommen, um sich
von den Leistungen der feldgrauen Handwerker-Schüler
zu überzeugen. Die Meisterprüfung war für alle Beteiligten
ein fröhliches Erntefest. Alle 38, die sich zu der Prüfung

gemeldet hatten, haben bestanden. Es wurden dadurch dem Vaterlande in folgenden Gewerben junge, gut ausgebildete Meister zugeführt: Bäcker, Metzger, Friseur, Stuckateur, Schuhmacher, Schneider, Polsterer, Maler, Modelltischler, Wagenschmied, Möbeltischler, Zimmerleute, Wagenbauer, Küfer, Klempner, Installateur, Schlosser, Mechaniker, Dreher, Former, Elektriker und Uhrmacher. Bei einem Prüfling waren die Leistungen sehr gut, bei drei sehr gut bis gut, fünfzehn bestanden mit gut, sechs gut bis ziemlich gut, einer ziemlich gut und drei ziemlich gut bis genügend. Neun Internierte, die entweder aus gesundheitlichen Gründen oder weil ihre Gesellenzeit zu kurz war, ein Meisterstück nicht hatten anfertigen dürfen, haben mit gutem Erfolg entweder die Schlußprüfung oder die theoretische Halbprüfung abgelegt. Diese letzteren werden sich in der nächsten Meisterprüfung, die voraussichtlich Ende August stattfinden wird, dem rein fachlichen Teil unterziehen, sodaß auch die Halbprüflinge ihren Meistertitel mit seinen Befugnissen erwerben werden. Die Kurse, die 18 Wochenstunden umfassen, bieten folgende Lehrfächer: Deutsch mit Geschäftsaufsatz, Rechnen und Raumlehre, Gewerbliche Buchführung, Wechselkunde, Materialkunde, Kostenberechnung, Gewerbl. Gesetzkunde und Fachzeichnen. Nach den sauren Monaten versammelten sich die schweizerischen und deutschen Handwerksmeister mit dem Leiter, den Lehrern und Schülern des Lehrganges zum frohen Feste. Die allzeit treusorgenden schweizerischen und deutschen Behörden waren gleichfalls vertreten. Die gefertigten Meisterstücke waren im Festsaal aufgestellt.

Die Gesandtschaft sandte den jungen Meistern einen herzlich gehaltenen Drahtgruß, und Herr Konsul Burchard beglückwünschte sie im Namen der Zweigstelle Davos. Der Syndikus der Handwerkskammer, Herr Müller, verteilte nach einer freundlichen Anerkennung der geleisteten Arbeit, die Meisterbriefe und Zeugnisse. Der Leiter der gesamten Internierten-Ausbildung, Herr Direktor Dr. Bach, wünschte ihnen Eifer, Kraft und Geschick, das Leben zu „meistern“, und einer der Schüler brachte den Dank der Kameraden zum Ausdruck. Bis kurz vor 11 Uhr blieb die Tafelrunde gemütlich beisammen. Der Leiter des Kurses, Herr Gewerbeschuldirektor Ziegler aus Solingen, der eigens zum Zwecke der Einrichtung von Meisterkursen in entgegenkommender Weise durch Vermittlung des Kriegs- und Handelsministeriums nach Davos beurlaubt wurde, hatte in dem wohlgelungenen Werk reichen Lohn, der ihn gewiss zu neuem Schaffen ermuntern wird. G. K.

Zum Rechenunterricht bei den Internierten.

Was die Haushaltung, das Geschäft und unsere Kinder von uns im Rechnen fordern, läßt sich mit den Feldgrauen bei zwei Rechenstunden wöchentlich in einem Jahre durcharbeiten. Von jeder Rechenstunde kommt etwa ein Drittel auf das mündliche und der Rest der Zeit auf das schriftliche Rechnen, das zudem in einer 1 stündigen häuslichen Übung seine Fortsetzung findet. Im ersten Halbjahr beschäftigen uns die vier Grundrechnungsarten mit ganzen und gebrochenen Zahlen einschließlich der Dezimalen, und das zweite Halbjahr nehmen die bürgerlichen Rechnungsarten in Anspruch: die Prozentrechnung mit ihrer Anwendung in der Rabatt-, Tara-, Gewinn- und Verlust- und der Zinsrechnung und die Verhältnisrechnung mit ihrer Anwendung in der Verteilungs- (oder Gesellschafts-) und Mischungsrechnung.

In dem ersten Lehrgang verdienen die Aufgaben mit benannten Zahlen den Vorzug. Das Leben mit seinen Fragen und Aufgaben soll schon hier Ausgangs- und Endpunkt sein; es benutzt die reinen Zahlenaufgaben wenig und Rechenregeln auf dieser Stufe garnicht. Für die Unterstufe empfehle ich das 5. Heft von dem Brennert und Stubbe'schen Rechenwerk (Berlin, Stricker, 50 Pf.), für die Oberstufe von dem Müller und Pietzker'schen Werk das Heft für Quarta. Beide Hefte schließen sich zu einem Ganzen zusammen: das zuerst genannte behandelt die vier Grundrechnungsarten mit benannten Zahlen als Hauptstoff und bereitet die Bruchrechnung planmäßig vor, und

das zu zweit genannte enthält die bürgerlichen Rechnungsarten als Hauptsache und wiederholt anhangsweise die Aufgaben aus der Bruchrechnung. Als Ergänzung besonders für die mündlichen Übungen benutze ich seit mehr als 25 Jahren auf allen Stufen die Schweizer Rechentafel von Ph. Reinhard (Bern, Francke, 3 Rp.), die so aussieht:

2	7	9	8	3	9	5	6	2
7	4	6	5	8	6	10	3	7
4	9	3	10	5	3	2	8	4
9	6	8	2	10	8	7	5	9
6	3	5	7	2	5	4	10	6
3	8	10	4	7	10	9	2	3
8	5	2	9	4	2	6	7	8
5	10	7	6	9	7	3	4	5
10	2	4	3	6	4	8	9	10

Sie hat neun mal neun Ziffern so angeordnet, daß die benachbarten sämtliche Aufgaben des kleinen Einmaleins ergeben. Dieses sicher zu wissen, kann niemand erlassen werden. Wünschenswert ist auch, daß jede zweistellige Zahl schnell zu 100 ergänzt werde und die Bruchteile einer Mark gewußt werden.

An Hand der Tafel lassen sich in den ersten Stunden die folgenden Aufgaben rechnen:

27 Mk. + 98 Mk., 127 Mk. — 98 Mk., (279 Mk. — 83 Mk.), 2×79 Mk. und $\frac{1}{2}$ (die Hälfte) von 79 Mk. (798 Mk.).

Eine Erweiterung in doppelter Richtung, die in der Schule nicht ratsam ist, läßt sich bei unsern erfahrenen Schülern leicht vornehmen; der eine Weg führt zu den Dezimalen, der andere zur Bruchrechnung.

1. Reihe: 2,70 Mk. + 9,80 Mk., 12,70 Mk. — 9,80 Mk., wieviel kosten 2 kg à 7,90 Mk., $\frac{1}{2}$ von 7,90 Mk.;

2. Reihe: 2 Dtzd. 7 Stück + 9 Dtzd. 8 Stück, 12 Dtzd. 7 Stück — 9 Dtzd. 8 Stück, 2 mal 7 Dtzd. 9 Stück, $\frac{1}{2}$ von 7 Dtzd. 9 Stück.

Von diesen Aufgaben bis zum Auflösen gemischter Zahlen und Umwandeln unechter Brüche ist nur ein Schritt; wird der Nenner oder Zähler hinzugedacht, so versagt unsere Rechentafel auch da nicht: verwandle $2\frac{2}{3}$ oder $2\frac{2}{7}$, ebenso $2\frac{2}{9}$.

Die Stunde beginnt damit, daß jeder eine Aufgabe vorrechnet; dann wird von gleichartigen Aufgaben das Ergebnis angesagt, und schließlich stellt ein Teilnehmer, meist unter Benutzung einer Rechentafel, entsprechende Aufgaben, damit auch das Zahlengedächtnis nicht zu kurz kommt. Die sich anschließenden schriftlichen Übungen behandeln denselben Stoff an größeren, weniger bequemen Zahlen.

Die Unterrichtskunst fördert alle Schüler, selbst wenn sie ungleich weit sind. Die Abkürzungen und Rechen-vorteile erweisen sich da als ein vorzügliches Mittel, die Vorgesrittenen bei der Stange zu halten; sie mit allen planmäßig und nach bestimmten Regeln durchzunehmen, erscheint mir als Übertreibung.

Auf der Oberstufe wird der Prozentbegriff als Bruchbezeichnung ein- und durchgeführt. $\frac{2}{100}$ (geschrieben $2\frac{2}{100}$) von 79 Mk., dann von 79, vergrößere, verkleinere 27 um $9\frac{2}{100}$, darin sind sämtliche Aufgaben der Prozentrechnung enthalten. Die gegen das unschuldige Zeichen $\frac{2}{100}$ eifern, beweisen damit, daß sie seine Ableitung nicht verstehen; es kann ebenso gut v. H. wie Prozent gelesen werden, wird aber am besten mit $\frac{2}{100}$ übersetzt. Bei der Rabatt-, Tara-, Gewinn- und Verlustrechnung handelt es sich immer wieder darum, den gefundenen Wert zuzuzählen oder abzuziehen. Für die Zinsrechnung kommt die Zeitbestimmung als neue Angabe hinzu. Unsere Tafel bietet auch da Aufgaben in unerschöpflicher Fülle: Wieviel Zinsen bringen

27 Mk. zu $9\frac{2}{100}$ in 8 Jahren,
270 Mk. zu $9\frac{2}{100}$ in $8\frac{1}{2}$ Jahren,
27 Mk. zu $9\frac{1}{2}\frac{2}{100}$ in 8 Monaten?

In einer tüchtigen Gruppe würde ich kein Bedenken tragen, gelegentlich die Beziehung $z = \text{kip Pf}$ abzuleiten und zu verwerten; auch ihre Auflösung nach Kapital k , Zeit t und Zinsfuß p übersteigt die Kraft des Durchschnittsschülers nicht.

Wie der Prozentbegriff, so entwickelt sich auch das Verhältnis zwanglos aus dem Bruch: $\frac{2}{7}$ ist eine Aufgabe des Teilens oder ein Bruch oder ein Verhältnis. Darum

lassen sich alle drei Ausdrücke in ganz gleicher Weise rechnerisch umformen (erweitern und kürzen) und verwenden. Je weiter wir kommen, desto mehr kann das benutzte Rechenbuch die Führung auch für das mündliche Rechnen übernehmen. Wer sich bis dahin mit der kleinen Rechen tafel befreundet hat, der wird nicht mehr von ihr lassen, sie erspart viel Zeit und Kraft.

Mindestens von gleicher Bedeutung wie die Erhöhung der Rechenfertigkeit ist hier die Einführung in die zugrunde

liegenden Sachverhältnisse. Aus allen Lebens- und Wirtschaftsgebieten kommen Aufgaben vor, und viele laden dazu ein, einen Ausflug in die Volks- und Staatswirtschaft zu machen. Die darauf verwandte Zeit ist nicht verloren. Wiederholt konnte ich beobachten, daß solche Abstecher von den Feldgrauen keineswegs als Abwege beurteilt wurden. Orientierung ist das Ziel des gesamten Unterrichtes, und bei unsern besonders gearteten Schülern sind die Vorbedingungen dazu besonders günstig. G. Kalb.



Etwas über unsere Luftstreitkräfte.

Von Bernhard Kluge, Internierter.

(Schluß.)

Einen Einblick zu gewinnen in das so gefährvolle Leben und Treiben der Flieger während des Krieges ist nur wenigen vergönnt.

„Maschine flugbereit“ und nicht lange dauert es, da werden vom Führer und Beobachter die Plätze eingenommen, die Flugkamera befestigt, die Sprengbomben in den Beobachtersitz gelegt. Zärtlich werden diese von demselben betrachtet, denn es bedeutet eine Genugtuung für ihn, den Erfolg seiner abgeworfenen Bomben selbst zu sehen. Schnell wird noch



Deutsche Flugzeugstaffel.

Sehr früh beginnt dort das Tagewerk. Kaum lichtet sich die Nacht, da wird es bei der Fliegerabteilung lebendig. Die Maschinen werden aus den gegen Fliegersicht gedeckten Hallen oder Zelten herausgezogen und auf dem zum Abfliegen und Landen hervorragend geeigneten Platz aufgestellt (siehe Abbildung). Sofort beginnt ein lebhaftes Treiben, die Monteure lassen die Maschinen „auf Stand laufen“, prüfen sorgsam alles, nichts Verdächtiges entgeht ihren Blicken. Der erste Monteur meldet auch bald

das Maschinengewehr geprobt, Leuchtpistole und Patronen liegen auch am Platze. Der Führer wendet sich um; sein Hintermann nickt Einverständnis. Die Reise kann losgehen.

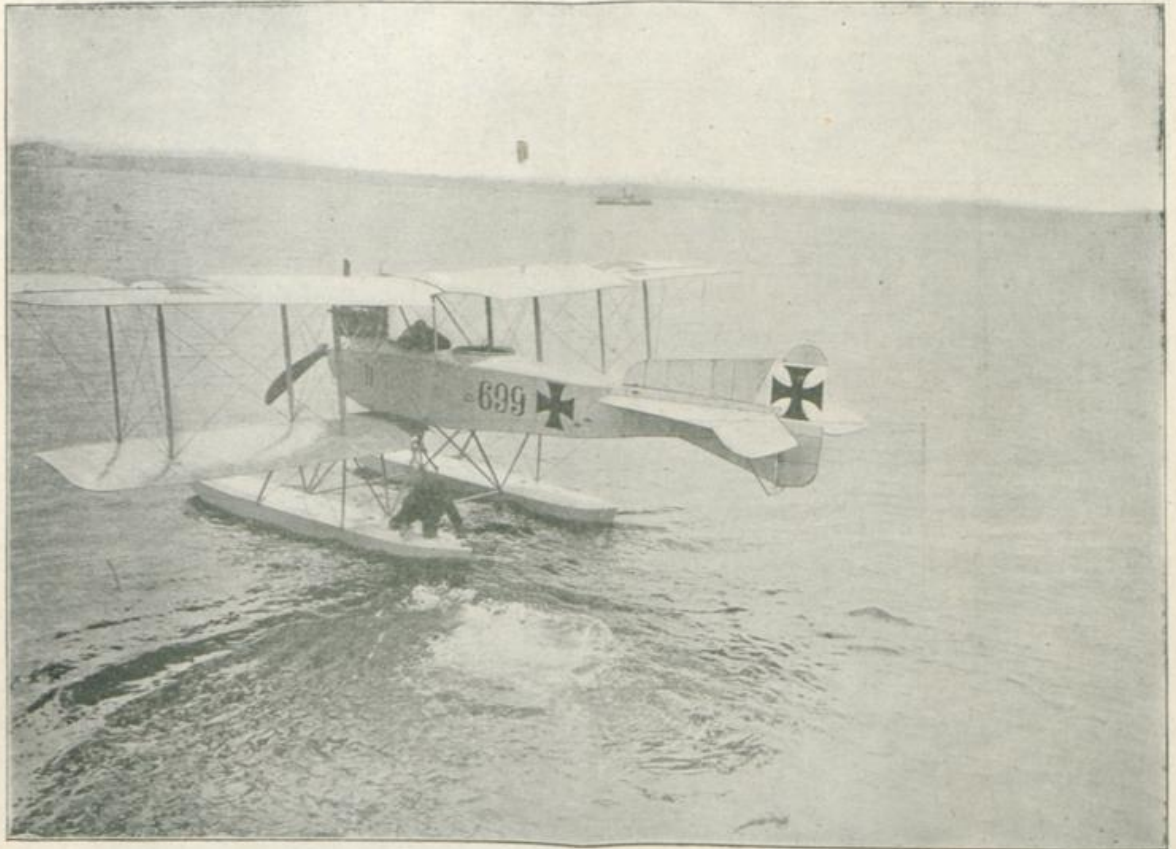
Mit Leichtigkeit erhebt sich der Apparat und bald ist er den Blicken der Zurückbleibenden entschwunden.

Die Erlebnisse der Piloten auf der Fahrt sind nach ihrer Bestimmungsart außerordentlich verschieden. Der Führer biegt mit Geschick dem bald nach ihm gesandten

Schrapnellregen aus, während der Beobachter alle Vorgänge beim Gegner scharf beobachtet.

... Unter ihnen lange Striche. Das sind Schützengräben. Einzeichnen auf der Karte! Dort blitzt's. Man sieht kleine Vierecke. Hier stehen Geschütze. Einzeichnen! Dort stehen Fahrzeuge. Alles wird eingezeichnet. In letzter Zeit photographiert man alle Anlagen. Ebenso folgt Aufnahme auf Aufnahme von den festen Plätzen. Dann heißt es wieder einmal einem feindlichen Flieger ausbiegen. Ist es aber ein Kampfflugzeug, welches die Fahrt unternommen hat, dann geht es ran an den Gegner. Auf Bahnhöfe, Munitionslager oder industrielle Werkstätten

Auge des Heeres, die durch ihre Erkundung Nachrichten über den Gegner bringen soll. Die Reiter können leicht durch die feindlichen Truppen oder durch Geländehindernisse am Vorgehen aufgehalten werden; sie konnten in der Regel nur die vordersten feindlichen Linien feststellen, aber nicht erkennen, was sich dahinter abspielte. Die Luftfahrzeuge überflogen aber alle diese Hindernisse und erhielten von oben Einblick in die Verhältnisse hinter der Front. Vermöge ihrer großen Schnelligkeit vermochten sie auch die Ergebnisse ihrer Aufklärung rechtzeitig an den höheren Führer zurückzubringen und ihm dadurch die nötigen Grundlagen für seine Entschlüsse und Befehle zu



Deutsches Wasserflugzeug.

werden Bomben geworfen und nach Erfüllung ihrer Aufgabe wird die Rückkehr angetreten. Bald ist der Abfahrtsplatz erreicht und die Landenden werden von den Zurückgebliebenen stürmisch begrüßt.

Während der Führer nach der Landung sich der Ruhe pflegen kann, beginnt für den Beobachter erst die Arbeit. Er muß seine Meldung nach den Aufzeichnungen und den sofort entwickelten Aufnahmen zusammenstellen, ehe er an Ruhe denken kann. Unsere Illustrationen zeigen zwei solcher Aufnahmen von der Fahrt: „Das Fort Douaumont bei Verdun vor der Offensive“ und „Das Fort Douaumont bei Verdun nach den schweren Kämpfen“.

Bis in die Nachmittagsstunden tritt dann gewöhnlich Ruhe ein bei der Fliegerabteilung, um darnach wieder das selbe Bild vor unsern Augen zu entrollen ...

Die erste Verwendung der Luftfahrzeuge während des Krieges erstreckte sich auf die Aufklärung der feindlichen Maßnahmen, Stellungen und Bewegungen. Auch wenn sich ihre Tätigkeit auf dieses Gebiet beschränkt hätte, wären sie von unschätzbarem Werte gewesen, denn sie hatten sehr wesentliche Vorteile vor der Kavallerie, dem

verschaffen, während die Meldungen der Kavallerie vielfach zu spät eintrafen. Alle diese Vorteile traten noch mehr hervor, als es gelang, die Luftfahrzeuge mit funktentelegraphischen Apparaten auszustatten, wodurch sie in der Lage waren, auch während der Fahrt Meldungen abzustatten. Die ersten Meldungen, die Anfangs September 1914 über das Eintreffen der großen französischen Verstärkungen aus südlicher Richtung, über die Verschiebungen der Franzosen nach ihrem Westflügel bei der deutschen Heeresleitung einliefen, und die zur Marneschlacht und dann zum Rückzug hinter die Aisne führten, stammten von Fliegern.

Nachdem die große Bedeutung des Flugwesens für die Aufklärung erkannt und durch die Verbesserung der Fahrzeuge und die Vervollkommnung der Flugtechnik zur praktischen Anwendung gekommen war, trat zugleich die Notwendigkeit auf, sich gegen die Erkundung durch die feindlichen Flieger zu schützen. Die verschiedenen auf der Erde selbst angewendeten Mittel, um dem Feinde das Erkennen der Stellung und der Bewegung aus der Luft zu erschweren, möglichst ganz zu verhindern, erfüllen nur

teilweise ihren Zweck. Die Verschleierung konnte am besten erreicht werden, wenn es gelang, die feindlichen Luftfahrzeuge überhaupt gänzlich von den eigenen Truppen entfernt zu halten. Zunächst versuchte man dies von der Erde aus zu erreichen durch Einführung besonderer Ballonabwehrkanonen, die zum Teil auf Selbstfahrern angebracht wurden, um sie schnell nach dem Bedarfsorte führen zu können. Auch das Schießverfahren der Artillerie wurde verbessert, besondere Munition verwendet, aber das Ergebnis genügte nicht. Die in großer Höhe schnell dahineilenden Fahrzeuge bildeten ein zu schwieriges Ziel. Es blieb nichts anderes übrig, als den Feind in der Luft

schen Grundsätzen gemeinschaftlich zusammenwirken und sich gegenseitig unterstützen.

Mit der Schaffung von Kampffliegern wuchs auch deren Leistungsfähigkeit und Unerschrockenheit. Da hat nun jeder Staat seine Fliegerhelden. Die Heeresberichte bringen täglich die Namen derselben und die Zahl der von ihnen im Luftkampf abgeschossenen Apparate. An der Spitze der Ehrentafel der deutschen Fliegerhelden steht Rittmeister Freiherr von Richthofen, dessen Bild wir hier bringen.

Die Aufklärung, die von den Luftfahrzeugen ausgeführt wird, ist eine doppelte: eine strategische, die den Zwecken



Die fünf erfolgreichsten Flieger der Jagdstaffel von Richthofen.

selbst zu bekämpfen. Er mußte angegriffen, vernichtet und vertrieben werden. Sollten aber die Luftfahrzeuge den Kampf mit dem Feind aufnehmen, so mußten sie auch für diesen Zweck besonders gebaut und ausgerüstet werden. Sie wurden mit Maschinengewehren versehen, in ihren wichtigsten Teilen gepanzert. Damit war auch eine Steigerung aller Größenverhältnisse verbunden. Es entwickelten sich auf diese Weise zwei besondere Typen, von denen der eine hauptsächlich für den eigentlichen Kampf, der andere für die Aufklärung bestimmt war. Da mit in Zusammenhang wurde dann auch eine besondere Angriffstaktik und -technik geschaffen. In dem Luftkampf wurden die Flugzeuge nicht mehr einzeln verwendet, sondern in Kampfgeschwadern zusammengefaßt, die unter einheitlichem Befehl standen und nach bestimmten takti-

der obersten Führung dient, und eine taktische im Dienste der niederen Führung und der Truppe auf dem Marsche, in der Ruhe und auf dem Gefechtsfeld. Es werden dadurch alle Überfälle und plötzlichen Angriffe vermieden, und der Führer kann rechtzeitig die notwendigen Maßnahmen treffen, um seine Absichten trotz feindlicher Gegenwirkungen auszuführen. Eine besondere Bedeutung spielt die Luftbeobachtung für die Artillerie. Seit der Anwendung des indirekten Schießverfahrens, des verdeckten Auffahrens der Batterien und der Verwendung zahlreicher Steilfeuergeschütze stehen die Geschütze in der Regel in und hinter künstlichen und natürlichen Deckungen. Das Ziel kann von den feuernden Batterien selbst aus nicht mehr gesehen werden, sondern es werden besondere Beobachter vorgeschickt, die mit der Batterie durch Fernsprecher ver-

bunden sind. Sie sind aber in ihrem Gesichtskreis behindert und nur selten wird es ihnen durch Benützung von Türmen, hohen Kuppen, Bäumen und dergleichen möglich sein, über die vorderste Linie des Feindes hinwegzusehen und die Lage der abgegebenen Schüsse zu erkennen. Dies ist um so schwieriger geworden, seitdem der Gegner seine Batterien ebenfalls hinter Deckungen zurückgezogen hat. Ein gutes Wirkungsschießen ist aber nur bei entsprechender Beobachtung zu erreichen, die jetzt in der Hauptsache durch Flieger ausgeführt wird. Es

industrie dienen, auf Häfen mit ihren ausgedehnten Werften, Docks, Entladeeinrichtungen, Signalstationen u. dgl. Diese Tätigkeit wird sowohl von den Flugzeugen als auch von den Luftschiffen ausgeführt. Letztere eignen sich besonders dafür wegen ihres großen Aktionsradius und weil sie infolge ihres größeren Fassungsvermögens sehr viel größere Mengen Bomben und Explosivstoffe mit sich führen können. Bekannt sind die großen Luftreisen, die die Zeppeline gegen England ausgeführt haben und bei denen dem Feinde außerordentlich schwerer Schaden zugefügt wurde.



Rittmeister von Richthofen mit seinem „Moritz“.

werden deshalb jeder Artillerieabteilung besondere Artillerieflieger zugeteilt, die in steter Verbindung mit der schießenden Batterie stehen. Von ihrer erfolgreichen Tätigkeit hängt zum größten Teil die Wirkung der Artillerie ab.

Ähnlich wie bei der reinen Aufklärung wird der Gegner bemüht sein, die Artillerieflieger zu vertreiben und zu vernichten. Sie müssen daher durch besondere Kampfflieger geschützt werden. So entwickeln sich auch Luftschlachten. Sie haben bei den jetzigen Stellungskämpfen an der Westfront einen großen Umfang angenommen. In neuester Zeit greifen die Kampfflugzeuge auch bei Infanterieschlachten ein, wobei das Maschinengewehrfeuer die Reihen der Anstürmenden stark lichtet.

Das allgemeine Interesse wendet sich naturgemäß den Kampffliegern zu. Die zahlenmäßig nicht zu bewertende aber nicht minder gefährvolle und unentbehrliche Tätigkeit der Artillerie- und Infanterieflieger sollte dadurch jedoch nicht in den Hintergrund treten.

Die Kampftätigkeit der Luftfahrzeuge beschränkt sich aber nicht allein auf den eigentlichen Luftkampf, sondern findet ihren Ausdruck im Abwerfen von Bomben auf feindliche Stellungen und Truppen, auf gegnerische Befestigungen, Verkehrsmittel und -anstalten, sowie auf Depots, Munitionslager und Fabrikanlagen, die der feindlichen Rüstungs-

Die Verluste der Luftflotten sind mit ihrem Stärkeverhältnis gewachsen. Während 1916 Deutschland 221 Flugzeuge verlor, wurden in demselben Zeitraum dem Gegner 784 Flugzeuge vernichtet. Von den 221 vernichteten deutschen Flugzeugen fielen 61 in feindliche Hände. Von den 784 abgeschossenen Apparaten des Gegners kamen 402 in unseren Besitz. Die Gesamtverluste unserer Feinde seit Beginn des Krieges bis Ende Januar 1917 beliefen sich auf über 1000 Flugzeuge.

Mit der immer mehr zunehmenden Tätigkeit und wachsenden Bedeutung der Luftfahrzeuge haben auch ihre Zahl und das nötige Personal beträchtlich zugenommen. Erst nach dem Kriege wird es möglich sein, den vollen Umfang zu erkennen, den das deutsche Flugwesen während des Krieges erhalten hat. Dies erforderte eine sehr große Tätigkeit der heimischen Industrie, um den Bedürfnissen der Heeresverwaltung rechtzeitig entsprechen zu können. Dabei war der Mangel an Arbeitskräften und Rohstoffen zu überwinden. Es galt nicht nur die vorhandenen Vorteile unter den augenblicklichen Verhältnissen zu behaupten, sondern sie auch für die Zukunft zu sichern, in der mit erhöhten Anstrengungen des Gegners zu rechnen war. Um dies zu erreichen, sind durch eine Verordnung die gesamten Luftstreitkräfte auf allen Fronten

Werften,
gl. Diese
auch von
esonders
il sie in-
größere
können.
Zeppeline
m Feinde
e.

und alle Ersatztruppenteile sowie die dem Heeresbedarf in der Heimat dienenden Behörden, Industrien, Anstalten usw. einheitlich zusammengefaßt unter den Befehl eines „Kommandierenden Generals der Luftstreitkräfte“ gestellt worden. Durch diese straffe Zentralisierung aller der Militärluftfahrt dienenden Kräfte ist ihre vollste Ausnutzung sichergestellt. Zum ersten Kommandierenden General wurde Generalleutnant v. Hoepfner ernannt, der als früherer Chef des Stabes einer Armee und als Führer einer Division mit den Anforderungen der Front vollkommen vertraut ist und dafür sorgt, daß nach einheitlichen Grundsätzen alle vorhandenen Kräfte herangezogen werden.

Die vorderen Sappen
Wo angriffsbereit
Kniert Mann an Mann,
Die Fäuste voll Stahl und Tod. —
Langsam nur schleichen
Die Zeiger der Uhren . . .
Geschick wen hast du gezeichnet?

Und wieder steigen Raketen auf,
Rote, blutrote,
Umgeistern den Schlund. —
Da horch, ist's nicht das Zeichen?



Fort Douaumont vor und nach der Offensive 1916.

Auch in dieser Maßnahme spricht sich die feste Absicht und der unerschütterliche Wille unserer Heeresleitung aus, den Krieg durchzuhalten und alle Kräfte daranzusetzen, um ihn zu einem glücklichen Ende zu führen. Zu diesem Ziele werden auch die Luftstreitkräfte beitragen.

Angriff.

Granatstürme heulen
Wie fauchender Adlerflug
Wutschnaubend in Lüften.
Rings nachttiefes Dunkel. —
Vorn steigen Raketen auf
Weiße und rote
Und lichten wie Geisterschatten
Die tiefen Trichter,

Endlich der Pfiff
Halbersticht im Geknatter,
Der schauernd erlöst? —
Ein Tosen schwellt an
Mit Beben und Ächzen,
Mit Krachen, mit Fauchen
Als atmeten Erdtiefen. —
Ein Hasten und Murmeln beginnt,
Ein Tasten und Klettern,
Ein Stolpern, ein Fallen . . .
Geschick, wen hast du gezeichnet?
Gezeichnet mit erzenem Griffel?
Wieviele der Todgeweihten,
Die nun stürzen durch die Verhaue
Hinein in die mordende Nacht? . . .
W. Skr., Int., Flüelen.



Die werdende Macht.

Roman von Otto v. Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Vielleicht erlebte er jetzt jenes Weh, das einmal am Fühlen fast jedes Mannes nagen sollte. Der eine trug über gefurchtem Gesicht schon des Alters Schnee, wenn vor blühender Mädchenknospe ein jähes Aufatmen der Jugend ihn wehmütig bedauern ließ, daß er nicht vier Jahrzehnte früher geboren war. Der andere spürte das stechende Bedauern beim Gang zwischen Frau und Kindern vor den Reizen eines Weibes, an dem die Natur jeden Wunsch seines geheimsten Mannesehns erfüllt hatte. Ein dritter mochte der vollendeten Erfüllung jener Wünsche begegnen in der Frau, die, ihm unerreichbar, als Gattin den Arm des Bruders oder Freundes hielt, und ein vierter verfluchte mit Schmerzen den Leichtsin, der ein Vermögen vertrat, ehe seine Augen die Holdeste schauten. — Sie alle spürten für längere oder kürzere Zeit das krampfende Weh des Geschlechts und flüsteren: „Zu spät!“

Aber war es zu spät für ihn, der Grete wohl versprochen, aber noch nicht verlobt war, und nun erst die Erfüllung aller ungeahnten Wünsche sah? Durfte er überhaupt die Jugendfreundin heiraten, wenn eine Unbekannte so seine Sinne entflammen konnte? Seine Wünsche betrogen doch Grete schon. Wenn jetzt das Schicksal ihn zwischen den beiden Mädchen wählen ließ, würde eine geheimnisvolle Gewalt ihm gebieten, die Fremde in die Arme zu reißen. Er schloß die Augen vor dem wunderbar verführerischen Gedanken. Unglaublich schien es, daß eine Unbekannte ganz plötzlich so das Fühlen eines Mannes beherrschen konnte. Hatte er doch nicht einmal ihre Stimme gehört, geschweige ein Wort mit ihr gewechselt.

Es kam der Wunsch, sie anzureden. So unwiderstehlich drängte sich das Verlangen auf, daß er gleich wieder in das Abteil ging.

Der Zugführer fragte nach den Fahrkarten. Barenheim griff in die Tasche und die Fremde in das Köfferchen. An ihr vorbei reichte er die Karte dem Beamten.

„Der Herr bleibt bis Frankfurt hier sitzen! Und die Dame?“

Sie hatte ihre Karte gefunden. Der Zugführer nahm sie in die Hand: „Also auch Frankfurt!“ Der Beamte schrieb die Platzzettel aus.

Barenheim weitete mit dem Zeigefinger den Kragen. Freude wärmte seinen Kopf. Bis gegen 5 Uhr, also fast einen ganzen Tag, würde er mit ihr zusammensitzen und gewiß Gelegenheit zum Anknüpfen einer Unterhaltung finden. Doch hieß es geschickt zu beginnen. Denn sie sah wahrlich nicht aus, als ließe sie sich mit Unbekannten ein. Sonst galten ihm Versuche, sich fremden Damen zu nähern, nicht nur als unritterlich, sondern auch unmännlich. Es gab kein jämmerlicheres und für das eigene Geschlecht beschämenderes Ekel als den Kerl, der in den Berliner Straßen hinter einem hübschen Gesicht oder einer stattlichen Figur trottete. Er hatte sich oft gefragt, warum gehetzte Damen den Straßenbittler um ihre Gunst nicht mit gutem Humor als Bettler um Geld ansprachen. Statt sich durch den Bejammernswerten, der Bekanntschaft mit Frauen nur am Rand des Rinnsteins zu finden hoffen durfte, in Verlegenheit setzen zu lassen, sollten sie ihm einen

Nickel reichen und sagen: „Mehr Kleingeld habe ich leider nicht!“

Aber heute regte sich in ihm ein unwiderstehliches Verlangen, seine Grundsätze zu vergessen. Auch wollte er nicht nur höflich, nein, ehrerbietig sein und der Fremden das volle Maß der ihr zweifellos schuldigen Hochachtung zollen.

Doch wie eine Unterhaltung beginnen? Auf das schöne Wetter dachte er aufmerksam zu machen. Dann schien er gewiß so töricht wie des eben gelesenen Blattes Redakteur, der den Berlinern eingehend die sonnige Pracht des von ihnen erlebten letzten Sonnabends vor Weihnachten schilderte. Auch die Frage, ob sie Zugluft spüre, wäre einfältig, denn wenn er glaubte, daß sie frieren könne, hatte er als wohlzogener Mann schweigend das Fenster zu schließen. Ob er rauchen dürfe, würde er fragen! Freilich hatte wohl nur Platzmangel sie bestimmt, im Raucherabteil Platz zu nehmen. Darum wollte er sie auch nicht lange durch Tabaksqualm belästigen, sondern die Zigarre bald wieder fortwerfen.

Doch er fand weder Worte noch Mut für die Frage. Einen Satz, der recht höflich klingen mußte, legte er sich zurecht und verwarf ihn wieder. Endlich schien ein passender gefunden. Aber als er ihn sprechen wollte, trocknete ihm die Kehle, sie zu verletzen, die Kehle aus. Er räusperte sich, setzte an und — schwieg. Ihm, der in stürmischen Nächten auf winziger Nußschale die Wellen der Nordsee pflügte, ihm, dem Mann der Waffe, die nur eine Sünde — Zagen — konnte, klopfte das Herz in Furcht vor dem vorwurfsvollen Blick eines Mädchens.

Da überwand er sich: „Würde es sehr stören, wenn ich eine Zigarre rauchte?“

Sie ließ das Buch in den Schoß sinken und neigte den Oberkörper vor: „Nein, gar nicht. Durchaus nicht!“

Sehr artig klang es, aber das „gar nicht“ noch mehr als überzeugend. Es sollte sagen: Denken Sie um des Himmels willen nicht, daß ich mich einem Fremden für seine Rücksichtnahme zu Dank verpflichtet wissen möchte!

Zu dumm, daß er die alberne Frage gestellt und alles verdorben hatte. Las sie doch wieder so eifrig, daß ein weiteres Wort schlimmer als Störung gewesen wäre. Vielleicht brachte das Mittagessen Gelegenheit, ein Wort an sie zu richten. Die Kellner der Speisewagen pflegten Reisenden des gleichen Abteils Sitze am gleichen Tisch zu geben. Da durfte er ihr vielleicht das Salz, ein Glas, eine Schüssel reichen. — Er wartete, nein, er lauerte auf den Mann. Die seltsame Ruhelosigkeit trieb ihn in den Gang, um nach dem Kellner Umschau zu halten. Als er sich endlich wieder zum Lesen zwang, fragte eine Stimme durch die Tür: „Wünschen die Herrschaften hinter Kassel zu speisen?“

Sofort streckte Barenheim die Hand nach dem Zettel. „Ich danke, ich werde jetzt essen“, sagte die Fremde, stand auf und trat am Kellner vorbei in den Gang.

Ärgerlich steckte er das Papierblättchen ein. In den Speisewagen nachlaufen durfte er natürlich nicht. Sie hätte gewußt, daß er sich aufdrängen wollte, und ihn abgewiesen. Verstimmt und ungeduldig, an einer kalten Zigarre nagend, durchschritt er den Gang, bis kurz vor dem Einlaufen in den Kasseler Bahnhof die Fremde zurückkam. Einen herrlichen Gang, eine wunderbare Figur hatte sie, und er mußte jetzt im Speisewagen sitzen, denn wenn er auf das Essen verzichtete, wußte sie, daß er es tat, um sie anstarren zu können. Er schalt sich, weil er glaubte, daß

auch ihre Gedanken sich mit ihm beschäftigten. Sie kümmerte sich doch gar nicht um ihn. Immerhin konnte sie gesehen haben, daß er den Zettel nahm. Er ging.

Eine Qual war es, erst auf die Suppe, dann auf den Fisch, auf den Braten, den Nachtisch zu warten. Obenein freuten sich andere Menschen, wenn sie über dem Essen möglichst viel von der langweiligen Fahrzeit vertrödeln konnten. Eine ganze Flasche Mosel goß er hinunter, um — sich Mut zu machen. Es war lächerlich. Aber nun hieß es, biegen oder brechen. Entweder wies sie ihn ab oder ließ mit sich plaudern, und . . . den Rausch einer großen, niegeahnten Freude spürte er beim hastigen Gang zum Abteil.

Ihr Sitz war — leer. Das Köfferchen lag nicht mehr auf dem Polster, der Pelz hing nicht mehr am Haken. Erschrocken, verblüfft stand er da, als der Schaffner vorbeiging. Er winkte dem Mann und überwand die Scham vor der taktlosen Frage nach einer unbekanntten Dame: Wo sie geblieben sei.

„In Kassel wurden im Damencoupé Plätze frei. Da bat mich die Dame, ihre Handtasche hineinzutragen. Sie meinte, sie störe den Herrn, der ihretwegen eine Zigarre fortgeworfen habe.“

Schafskopf, der er war! Er warf sich in den Sitz! Zu spät! Das Glück huschte nur einmal und flüchtig über des Menschen Lebensweg. Wer nicht entschlossen zugriff, mußte verzichten. Unsäglich langsam ging die Fahrt. Die Uhr schien manchmal zu stehen. Wieder sah er in die Zeitungen und griff auf der Suche nach einer Beschäftigung endlich in die Taschen. Da fühlte er des Vaters Brief, zog ihn heraus und las:

Remilly, den 16. Dezember.

„Mein lieber Sohn!

Ich bitte Dich, über Frankfurt am Main zu fahren und dort bei meinem Bruder Karl, dem „Onkel aus Amerika“, Besuch zu machen. Er schneite uns gestern vor Tisch ins Haus, beschied sich mit des Tages Topfglück und gab sich so herzlich, daß ich Dich bitten muß, auch Deinerseits recht verwandtschaftlich aufzutreten. Sein langes Schweigen und den Abbruch aller Beziehungen werden wir ihm nicht mehr übelnehmen, da er mir gute Gründe dafür angab.

Er hat mit der Tante und dem jüngsten Kind in Frankfurt Wohnung genommen, weil dort der Sitz einer der von ihm geleiteten Gesellschaften ist, aber er sprach von einer neuen Übersiedlung nach Hamburg, wo die ältere Tochter seit acht Jahren verheiratet ist. Nach Namen und Alter meiner Nichten schämte ich mich zu fragen, da er über uns genau unterrichtet war.

Wenn Du die Verwandten am Abend des Dreißigsten aufsuchst, dürftest Du sie gewiß zu Hause finden (Römerallee 22). Dann fährst Du am nächsten Morgen weiter und triffst zum Heiligabend hier ein. Du weißt, wie Mama sich freut, wenn sie den Besuch ihres Jungen gerade unter dem Tannenbaum als Weihnachtsgeschenk empfängt. Gesundheitlich geht es ihr recht gut, aber wie alle unsere Damen leidet sie unter den ewigen Sorgen der letzten Jahre. Ich erwähne das, damit Du ein Thema vermeidest, über das wir allein reden werden. Bin gespannt zu hören, wie ihr von der Küste aus den Dingen ins Auge gesehen habt.

Triffst Du die Verwandten am Tag vor Weihnachten wider Erwarten nicht zu Hause, so sieh Dir Frankfurt an. Da es auf meine Veranlassung geschieht, habe ich wohl für den Schaden aufzukommen. Mama kann keinen Gruß schicken, da sie den Brief wegen der Bemerkung über sie nicht lesen soll.

Dein Vater

Barenheim.“

So lang schrieb der gute Vater selten, und wie immer vermied er Herzlichkeiten, die er unter Männern nicht für schicklich hielt. Aber doch klang stets in seine nüchternen Worte ein Ton aus warmem Vaterherzen. Nun er dem General entgegen ging und die Sorgen von den Schultern fielen, lockerte er gern auch die Groschen, obwohl er in der eigenen Jugend wahrlich nicht auf Rosen gebettet gewesen war.

Etwas schwand die Ruhelosigkeit vor dem Bild der Eltern, zu denen sein Denken auch Grete gesellte. Für das liebe Mädel freute er sich, daß er nicht in Versuchung gekommen war. Aber in das Gefühl der Befriedigung mischte sich das Stechen von vorher und flüsterte: „Zu spät!“

Gelegentlich durchschritt er den Gang und schielte nach dem Tüfenster, hinter dem die Fremde saß. Sie las, bis gegen vier Uhr das Licht der Lampen aufflammte. Dann war das Buch verschwunden und das Köfferchen geschlossen. Sie trug es in den Gang, als der Zug durch die Frankfurter Vorstadt rollte, und hob es auf den oberen Rand der Scheibe eines offenen Fensters. Also wollte sie es schnell einem Träger reichen.

Mit angezogenem Paletot, zum Aussteigen fertig, trat Barenheim neben sie. Gewiß konnte es kaum von Nutzen sein, jetzt in letzter Sekunde noch ein Wort mit ihr zu wechseln, aber der Wunsch, die Gelegenheit wahrzunehmen, war wieder unwiderstehlich. Der Zug kam zum Stehen. Er winkte einen Träger heran und wollte mit höflicher Verbeugung nach dem Köfferchen greifen:

„Darf ich behilflich sein?“

„O nein, ich danke sehr!“

Sie hob ihren Zeigefinger gegen die Dienerin neben einem Chauffeur, der die Mütze zog und nach der Handtasche griff.

Zu spät!

(Fortsetzung folgt.)

Die Gewalt.

Eine Fabel von Bernhard Kluge, Int., Heiden.

Die Feigheit wollte nicht, daß man ihrer spottete, sie wollte so mächtig sein wie Geld und Gewalt. Sie wußte, daß neben diesen beiden nur noch eins auf der Welt etwas bedeutet: der Schein! So wollte sie denn den Schein erwecken, als sei sie so mächtig wie die Gewalt.

Sie nahm eine ernste Maske vor, mit kraftvollen Zügen und schritt hinaus in die Welt, Schrecken und Angst denen einzujagen, die ihr begegnen.

Da trat eine Gestalt ihr entgegen, die so aussah, ganz wie sie selbst, doch kraftvoller, mächtiger und gewaltiger.

„Wer bist du?“, frag der Gewaltige.

„Ich bin die Gewalt“, versuchte die Feigheit zu sagen, aber ein vernichtender Blick traf sie. „Ich — ich — bin die Schwachheit — die Feigheit — — —“, sagte sie kleinlaut darauf.

„Und nun kleidest du dich wie ich und nennst dich wie ich, erzittere, Heuchlerin, ich bin die Gewalt.“

„O, laß mir den Schein, damit man mich nicht verspottet und höhnt“, flehte die Feigheit.

Die Gewalt aber lachte voll Verachtung: „Wohlan denn, die Maske will ich dir lassen, meinen Namen darfst du nicht tragen!“

„So nenne mir einen Namen, den ich führen darf!“ bat die Feigheit.

„Einen Namen?“ — — — „Den meinigen darfst du nicht tragen, ich allein bin die Gewalt, aber dich soll man nennen: die Gewalttätigkeit.“ — — —

So ist es geblieben. . . . Noch heute begegnet uns zuweilen die Feigheit unter der Maske der Gewalttätigkeit.

Abend am Rhein.

Tief unter mir fließt der grüne Rhein
Durch leuchtendes Blütenland . . .
Der Flieder streut seine Dolden hinein,
Und Mädchen singen am Uferstrand.

Der Abend löscht des Tages Hast . . .
Schleppdampfer liegen heimatwärts,
— Altliebe Farben blinzeln am Mast —
Und mit ihnen geht mein gequältes Herz.

Spät grollt vom Wasgau noch die Schlacht.
Aufhorcht die fremde Stadt am Strand. — —
Da hab' ich heiß an Dich gedacht,
Mein stolzes, deutsches Heimatland!

Int. Otto Blüser, Basel.

Schriftleitung der Deutschen Internierten-Zeitung: Professor Woltereck, Hermann Hesse, Leutn. Stüch, Bern, Thunstr. 23.

ELCHINA kräftigt in kurzer Zeit

nach Dr. Scarpatetti und
Dr. A. Hausmann.

die angegriffenen Nerven und
die schwächliche Gesundheit.

3 mal täglich vor dem Essen 1 Liqueurgläschen oder 1 Tablette.
Flaschen à Fr. 2.50, Tabletten-Schachtel Fr. 2.50 in den Apotheken.

Hauptdépôts: **St. Gallen:** Hechtapotheke, Marktgasse 11; **Zürich:** Uraniaapotheke, Uraniastraße 11;
Davos-Platz und **Dorf:** Apotheken Hausmann.

„Pilgerruhe“ – Interlaken

Christl. Hospiz
Pension

Familiär geführtes, ruhiges Haus
Bad, Balkon, Rugenwald
1 Minute
Deutscher Besitzer — Prospekt
P. PREIS

CIGARREN-IMPORT-HAUS L. Spring · Bern

Marktgasse 26 Telephon 2960

Johann Srb
Herren- und Damen-
Schneider

Sämtliche Reparaturen prompt und billig
BERN, Belpstraße 80

Wegen Geschäftsaufgabe

verkaufe meine großen Lagerbestände
zu und unter Ankaufspreisen.

Schreibwaren aller Art – Kollegienhefte
Mal- und Zeichenfenstern – Reißbretter
Reißdienen – Zirkel – Reißzeuge – Mal-
farben – Pinsel – Paletten – Schalen
Schablonen und Kästen – Photographie-
Album – Rahmen und Ständer – Post-
karten-Album und Rahmen.

Außerdem verkaufe ich den ganzen Bücher-
bestand der Buchhandlung Rüfenacht
zur Hälfte der alten Preise.

Man benutze die günstige Gelegenheit!

H. v. Kamp, Bern

Belpstraße Nr. 77 (Ecke)
(Deutsche Internierten-Druckerei)

Restaurant Flora, Luzern

— Gegenüber dem Bahnhof —

Großer Biergarten · Täglich Konzerte

K. PEHAM-RUTISHAUSER, CHUR

Kornplatz Spezialgeschäft Telephon 520

Herren-Modeartikel · Wollwaren und Wäsche
Trikotagen · Babyausstattungen